

# SPORT

# DEUTSCHLAND



2019  
4,80€

DAS MAGAZIN

SONDERAUSGABE

## 30 JAHRE INTEGRATION DURCH SPORT



### FARBE BEKENNEN

Prominente aus Kunst und Sport sollten sich politisch positionieren, sagt Sammy Amara, Leadsänger der Punkrockband Broilers

### STADTRANSPORT

Welche Rolle Stadtplanung beim Thema Integration spielt - und umgekehrt

### GUTE STIMMUNG

Wie ist es um unser kulturelles Zusammenleben bestellt? Fünf Fragen an sieben kluge Köpfe





### Mein Leben im Verein

Dieses Bild wie auch das auf dem Magazinrücken, entstammen einem Fotowettbewerb des Bundesprogramms zum Thema Integration und Sport

Sie sei idealistisch, sagt die Islamwissenschaftlerin und Publizistin Lamya Kaddor in diesem Magazin. Sie glaube, dass Sport wahrscheinlich die einzige Möglichkeit sei, Menschen über alle Unterschiede hinweg zusammenzubringen. Ein Idealismus, dem sich die Organisationen des Sports natürlich gern anschließen, aus Sympathie und aus tiefer Überzeugung. Und aus Erfahrung, wie Kaweh Niroomand, der neue DOSB-Vizepräsident für Wirtschaft und Finanzen. „Der Sport war für mich wie eine Brücke zur Gesellschaft, zu den Menschen, zur Kultur, letztlich sogar zu meiner Frau“, sagt der ehemalige Volleyball-Bundesligaspieler, der 1965 mit 12 Jahren nach Deutschland kam.

Mag er auch nicht immer zur Liebe führen, der solidarische Gedanke des Sports hat unbestritten seine Wirkung; er wird täglich tausendfach gelebt, an der Tischtennisplatte, am Volleyballnetz, unter dem Basketballkorb oder auf dem Fußballplatz. Auch dieses Magazin ist Ausdruck seines Wirkens: Es erscheint anlässlich des 30-jährigen Jubiläums von „Integration durch Sport“ (IdS), dem Bundesprogramm, das ungeachtet wechselnder Regierungen und politischer Koalitionen seit 1989 stetig vom Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) und dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) gefördert und begleitet wird.

Und weil der Sport für sich spricht, betreibt das Magazin auch keine Nabel- oder Leistungsschau der vergangenen 30 Jahre. Vielmehr soll es – im Sinne des DOSB-Vizepräsidenten mit iranischen Wurzeln – mit der dem Sport innewohnenden Offenheit Brücken schlagen. Einen Eindruck davon vermitteln, was sich in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat, und Anregungen dafür liefern, was sich noch verändern muss. Was dafür getan werden kann, damit wir kulturell besser zueinanderfinden, von allen Parteien – auch vom Sport. Kurzum: Das Magazin möchte den Blick weiten und einen Diskussionsbeitrag liefern.

Zu Wort kommen unter vielen anderen: der Schriftsteller Ilija Trojanow, die Judoka Samira Bouizgarne, die Bob-Olympiasiegerin Mariama Jamanka, der Fußballweltmeister Miro Klose, der Punkrocksänger Sammy Amara, die Integrationspionierin Silvia Nitsche-Ziegler, der Soziologe und Stadtentwickler Hans Fürst, die Kabarettistin Idil Baydar sowie die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth und ihr aktueller Kollege, Wolfgang Schäuble. Er bringt den Ansatz dieser Ausgabe auf den Punkt: „Vielfalt ist nicht nur ein Wort, um die gesellschaftliche Realität zu benennen. Sie ist ein Wert.“

Wir wünschen eine anregende Lektüre

Marcus Meyer

# 06

## INTERVIEW

### **Schnörkellos**

30 Fragen an Weltmeister und Rekordtorschütze Miroslav Klose

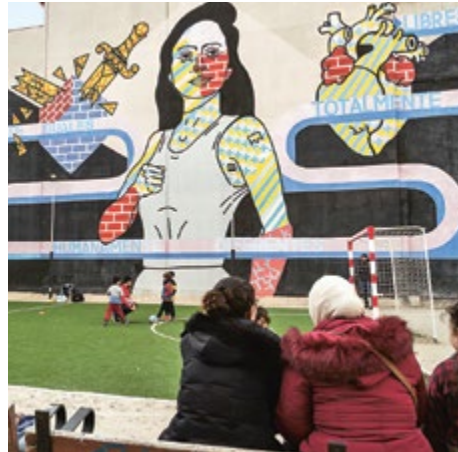


## 12 REPORTAGE

Urdeutsche Kultureinrichtung und Integrationsmotoren par excellence: auf Spurensuche in Sportvereinen

## 20 BEGEGNUNGEN

Generationswechsel? Die Judoka Samira Bouizgarne, der Ex-Basketballer Wilbert Olinde und der Ex-Turner Yalcin Özer – wie sich das Ankommen und Leben für Menschen mit fremden Wurzeln verändert hat



## 26 AUSLANDSJOURNAL

Wie funktioniert Integration und Sport in anderen Ländern? Schweden, Spanien, Schweiz, Jordanien und die USA liefern Beispiele

# 32

## EXKLUSIV

Kenia, Kindheit und Cricket: Der deutsch-bulgarische Schriftsteller Ilija Trojanow schreibt über seine prägende Jugendzeit im Internat

# 38

## HISTORIE

30 Jahre „Integration durch Sport“, 30 Jahre deutsche Gesetzgebung zur Einwanderung. Eine Parallelgeschichte

## 42 ERINNERUNG

Eine kurze Geschichte aus den Anfangstagen, als das Projekt noch „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ hieß

## 46 INTERVIEW

**In Abwehrhaltung**  
Die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth über den Zusammenhang von Integrationspolitik und Körpersprache



### 48 PROTOKOLL

Nationalspielerinnen Lenka Dürr und der ehemalige Profi Tado Karlovic über den schwierigen Begriff der Heimat und welche engmaschige Rolle Volleyball dabei spielt



### 52

#### INTERVIEW

**Zeichen setzen**  
Künstler haben eine Vorbildrolle, sagt Sammy Amara, Frontman der Punkrockband Broilers

### 59 MEDIEN

Wie Sportberichterstattung gesellschaftliche Wahrnehmung beeinflusst

### 66

#### INTERVIEW

**Komplexes Verhältnis**  
Sie brauchen einander und stehen doch in Konkurrenz: Stadtplanung und Sport. Der Stadtentwickler und Soziologe Hans Fürst im Gespräch



### 72 GASTBEITRAG

Wenn Klischees und Kung-Fu sich berühren. Ein Erfahrungsbericht des Journalisten und Podcasters Frank Joung



### 74

#### UMFRAGE

Fünf Fragen an sieben kluge Menschen: zwischen Migration und Integration – oder was eine Gesellschaft zusammenhält

### 81 GLOSSE

Nichts für schwache Nerven: Die Kabarettistin Idil Baydar über den Begriff der „Integration“

### 82 IMPRESSUM



# UND ICH BIN ICH

**Interview:** Marcus Meyer

**Fotos:** Stephan Sahm

---

Sein Lebenslauf ist längst Legende: Bis zum fußballerisch fortgeschrittenen Alter von 20 Jahren spielte Miroslav Klose weitgehend unbemerkt beim Fußballverein von Blaubach-Diedelkopf in Rheinland-Pfalz. Dann zog er aus, um 137-maliger Nationalspieler, 16-facher WM-Torschütze und schließlich Weltmeister zu werden. Mit seinem schnörkellosen Spielstil hat er Millionen Fußballfans begeistert – und blieb dabei stets ungewöhnlich zurückhaltend für einen Profikicker.

Die Geschichte von Miroslav Klose, geboren in Polen, aufgewachsen in Deutschland, klingt nach einer sehr amerikanischen Story: der Zuwanderer, dem Erfolg nicht in die Wiege gelegt worden ist, der sich nach ganz oben durcharbeitet – mit Ehrgeiz, Fleiß, mit Beharrlichkeit. Nach rund 70 Jahren bundesrepublikanischer Zuwanderung lässt sie sich aber auch als eine deutsche Biografie lesen. Mit all den Zufällen, die zu einem solchen Lebenslauf gehören, auch dem Glück.

Klose ist mit dem 1989 gestarteten Projekt „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ nie in Berührung gekommen. Und doch zeigt seine Biografie geradezu prototypisch, welche Rolle der Sport bei der Integration spielen kann. Grund genug für ein Gespräch, zu dem der Rekordtorschütze der deutschen Nationalmannschaft (71 Treffer) die Gäste derart freundlich und entspannt begrüßt – „Hallo, ich bin der Miro“ – , dass es gar nicht anders geht, als ihn entgegen sonstiger Gepflogenheiten zu duzen.

**1.**

Fühlst Du Dich angesprochen, wenn von Menschen mit Migrationshintergrund die Rede ist?  
Ja.

**2.**

Das erste Fußballwort, das Du auf Deutsch gelernt hast?  
Ich glaube: Tor.

**Was soll man anderes erwarten bei einem Stürmer?**

**3.**

Du sprichst drei Sprachen: Polnisch, Deutsch und Italienisch. In welcher Sprache träumst Du?  
Meistens Deutsch.

**Geht gut los: Er redet, wie er spielt, ja kein Schnörkel zu viel. So werden wir schnell durch sein.**

**4.**

Du hast als Kind fünf Jahre in Frankreich gelebt. Wo fiel Dir die Eingewöhnung schwerer: dort oder hier in Deutschland?

In Deutschland. Damals in Frankreich habe ich noch nicht so viel mitbekommen, ich weiß nur das, was meine Eltern mir später erzählt haben. In Deutschland war es richtig hart.

**Es war ein schwerer Anfang in Deutschland, als bereits schulpflichtiger Knirps. Einmal wurde er wegen mangelnder Deutschkenntnisse von der vierten in die dritte Klasse zurückgestuft. Das Fußballspielen bot schnelleren Anschluss, auch ohne Worte.**

**5.**

Was ist für Dich Heimat?  
Schon Deutschland. Aber ich fahre auch sehr gern nach Polen. Und nach fünf

Jahren bei Lazio Rom auch gern nach Italien. Eigentlich fühle ich mich überall wohl.

**Man kennt die vielen Diskussionen um den Heimatbegriff, das sei kein Ort, sondern eher ein Gefühl. Manche nennen einfach die Stadt, in der sie geboren wurden, wie Jerome Boateng (Berlin). Miroslav Klose hält sich an die Länder, in denen er lebte. Und da hat er gleich ein paar zur Auswahl.**

**6.**

Lieber München oder lieber Rom?  
Das ist eine schwere Frage. Meine Frau würde bestimmt sagen: Rom. Aber ich sag München.

**7.**

Hast Du zwei Pässe?  
Nein. Als wir nach Deutschland kamen, mussten meine Schwester und ich uns entscheiden: Einer von uns beiden durfte zwei haben, einer nur einen. Sie war drei Jahre älter und erhielt deshalb zwei Staatsbürgerschaften. Ich habe nur die deutsche. So war es damals. Wie es heute ist, weiß ich nicht.

**Heute wäre es einfacher: Das Staatsangehörigkeitsgesetz erlaubt es Menschen, die den Pass eines EU-Staates besitzen, auch den deutschen zu erwerben. Voraussetzung ist unter anderem, dass man mehr als acht Jahre in Deutschland gelebt hat und über ausreichende Deutschkenntnisse verfügt. Kein Problem für Klose.**

**8.**

„Deutsche Leitkultur“, kannst Du mit diesem Begriff etwas anfangen?

**Großes Erstaunen, offensichtlich spielt das Thema für ihn keine Rolle. Letztlich weiß ja auch niemand, was das genau sein soll. Eine Art Leitfaden für Integration?**

Deutsche Leitkultur? (lange Pause) Ne!





## 9.

**Der Profifußball ist sehr international, aber die Teams sind Zweckgemeinschaften. Hast Du in Deinen Mannschaften etwas über Integration gelernt?**

Ja, ich meine schon. Ich denke da besonders an die deutsche Fußballnationalmannschaft, in der viele Spieler mit Migrationshintergrund spielten. Wir haben uns alle super verstanden. Jeder hat seinen Teil zum Erfolg beigetragen, auf seine Art und Weise. Dass man ganz unterschiedlich zum Sieg kommen kann, habe ich besonders in Italien gelernt. Da wurde vieles lockerer gesehen als in Deutschland.

## 10.

**Ab 2006 sprachen alle von der bunten Nationalmannschaft, in der sich das vielfältige Deutschland widerspiegelt. Hast Du Dich davon angesprochen gefühlt?**

Unbedingt, genau wie Poldi und Piotr Trochowski. Wir sind in Polen geboren, in jungen Jahren nach Deutschland gekommen. Das spiegelte schon unser Gefühl wider.

## 11.

**Schon mal rassistische Erfahrungen gemacht?**  
Nein.

**Harter Themawechsel.**

## 12.

**Sprichst Du zum Essen ein Tischgebet?**  
Selten. Mal an Weihnachten. Es wird immer weniger.

## 13.

**Papstaudienz oder WM-Titel, was steht höher im Kurs?**

Beides gleich. Ich hatte schon bei zwei Päpsten eine Audienz, davon eine private, beim Papst Benedikt. Und ich habe ja nur einen WM-Titel. Insofern steht es also 2:1.

## 14.

**Mia san mia, auch dein Motto?**  
Ja.

**Kein langes Zögern.**

... Selbstbewusstsein bedeutet das für mich. Auch das Mannschaftsdienliche, das ist immer meins gewesen. Ich bin davon überzeugt, dass sich 10 bis 15 Prozent der Leistung über den Teamgeist entscheiden. Wie man sich untereinander versteht, wenn es eng wird, die Spiele hart sind. Dass man sich auf seinen Mitspieler verlassen kann und der andere von meinen Qualitäten überzeugt ist, genauso wie umgekehrt. Wechselseitig Fehler ausbügeln, das ist, wofür „Mia san mia“ steht.

**Eine sympathische Definition des Bayern-Leitbildes. Typisch Klose, dass er so sehr auf das Miteinander abhebt. Philipp Lahm hat den Satz mal so gedeutet: „Es ist so ein Gefühl, immer das Maximale erreichen zu wollen.“ Vielleicht kann man an der Stelle ergänzen: und die Besten zu sein.**

## 15.

**Hätte ein Miro Klose, der mit 21 Jahren seinen ersten Profivertrag unterschrieben hat, in dem Nachwuchssystem des FC Bayern eine Chance?**

# Man spürt förmlich, wie ihn der Gedanke quält, ein junger Spieler mit viel Talent könnte es nicht nach oben schaffen, nur weil ihm der Wille, der Biss fehlt

Ich glaub nicht. Dafür war ich zu schlecht. Mit den Kriterien, die ich selbst als Trainer habe, wäre ich durchgefallen.

**Ohne Koketterie vorgetragen. Dafür ein herzhaftes Lachen.**

## 16.

Bist Du froh, ein paar Jahre zu alt und vorher zurückgetreten zu sein, bevor Dich ein Schicksal wie Deine WM-Kollegen Boateng, Müller und Hummels ereilen konnte?

**Erneuter Grund zur Heiterkeit. Wahrscheinlich ahnte er, dass ihn die Frage erwischen könnte.**

Ich habe mir viele Gedanken darüber gemacht, eine Antwort habe ich nicht gefunden. Ich kann mich in beide Seiten hineinversetzen, die des Spielers, die des Trainers. Ich durfte ja zwei Jahre als Praktikant bei der Nationalmannschaft mitlaufen und kenne daher ein paar von Jogi Löws Gedankengängen. Es sind immer noch drei sehr tolle Fußballer. Keine Frage. Was fehlen wird: das Menschliche, der Charakter der drei. Das zu ersetzen wird vielleicht am Schwierigsten für die Nationalmannschaft. Diese Persönlichkeiten waren sehr wichtig für den Erfolg 2014. Die Zeit wird zeigen, ob es die richtige Entscheidung von Jogi war.

**Eine diplomatische Antwort. Man merkt ihm die Verbundenheit zu den ehemaligen Mitspielern an, aber auch, dass er bereits in seiner neuen Rolle, aus Trainersicht, auf dieses Problem zu schauen versucht.**

## 17.

**Mal Medientraining genommen?**

Ja, früher als Spieler. Und auch als Trainer. Ich möchte mich immer verbessern.

## 18.

**Was kannst Du als Trainer nicht leiden?**

Lügen! Aber das gilt generell. Dass man mir etwas vorgeigt, und ich weiß schon durch die Art, wie es mir gesagt wird, dass es nicht stimmt. Und wenn ich Talent in einem Spieler sehe, das er verschenkt: Er zu faul ist, meint, es würde irgendwann von selbst laufen, aber nie etwas dafür tut. Aber nur wenn man jeden Tag im Training reinhaut, hat man eine Chance, besser zu werden als alle anderen.

**Man spürt förmlich, wie ihn der Gedanke quält, ein junger Spieler mit viel Talent könnte es nicht nach oben schaffen, nur weil ihm der Wille, der Biss fehlt. In einem Interview hat Klose mal gesagt: „Ich habe es ganz nach oben geschafft und mich dort gehalten. Als Spieler, der sich fast alles selbst beigebracht hat, dem nichts geschenkt wurde.“ Das sagt eigentlich alles.**

## 19.

**Ist Ironie ein brauchbares Stilmittel für einen Fußballtrainer?**

Absolut, Ich habe so ein Verhältnis zu meiner Mannschaft. Und ich lache über andere, wenn sie mal einen Fehler machen, also kann ich auch über mich selbst lachen.

## 20.

**Die Kabinenpredigt: eher Blut, Schweiß, Tränen oder ganz sachlich?**

Am Anfang sicherlich sachlich, damit die Jungs verstehen, was wir taktisch vorhaben. Aber dann motivierend, witzig, jemand auf den Arm nehmen, gute Laune verbreiten. So wie wir mit der jungen Mannschaft derzeit in der Tabelle stehen, läuft alles richtig. Aber das ist natürlich auch der Zeitpunkt, an dem man die größten Fehler macht.

**Der Medienchef des „FC Bayern Campus“, Dirk Hauser, erzählt später von Kloses erstem Auftritt vor der Mannschaft. Beide Seiten stehen mit großer Ehrfurcht voneinander: die jugendlichen Spieler vor dem Weltmeister, der Weltmeister vor der Traineraufgabe und dem Team. Hauser: „Miro macht den Job wirklich klasse und ist total gut integriert hier im Leistungszentrum.“**

## 21.

**Wie viel Paar Fußballschuhe stehen im Schrank?**

Zurzeit zwei.

## 22.

**Wärest Du ein guter Turner geworden?**

Ich glaub nicht. Ich habe zwar im Bouldern zweimal die Achter-Übung geschafft, aber nur weil ich so lange geübt habe, bis es geklappt hat. Das hat nichts mit Talent zu tun. Am Reck war es immer am schlimmsten, weil meine Beine so schwer sind.

**Jeder erinnert sich an die berühmten akrobatischen Einlagen von Klose, wenn er ein Tor geschossen hat. In seiner Zeit beim FC Bayern soll ihm zwischenzeitlich der Tor salto verboten worden sein. Es gibt auch eine traurige Geschichte dazu: In Indien hat sich 2014 ein junger Spieler das Genick gebrochen, als er nach einem Torerfolg versuchte, die Jubelpose von Klose zu imitieren.**

### 23.

Hast Du auf dem Platz die Schiedsrichter auf Polnisch beschimpft, weil Du wusstest, dass sie es nicht verstehen würden?

Ein polnisches Schimpfwort habe ich bestimmt mal gesagt. Aber nie zu Schiedsrichtern. Ich habe bis heute ein sehr gutes Verhältnis zu ihnen.

### 24.

Wo steht Bescheidenheit in Deiner Skala?

Ganz oben.

### 25.

Und Macht?

Ich würde nicht sagen ganz unten, aber recht weit unten. Ich bin absolut kein Machtmensch. Bei vielen, die ich kenne, ist das anders.

### 26.

Als Trainer immer einen Laptop dabei?

Ich habe einen im Büro stehen. Darüber erledige ich meine E-Mails, lasse mir Videos schneiden und schaue mir interessante Spiele an. Ich bin froh, dass ich einen sehr guten Co-Trainer habe, der mir viele solcher Dinge abnimmt. Klar ist aber, irgendwann muss ich mich dahinterklemmen und ihn auch öfters mitnehmen.

**Miro Klose schmunzelt, er weiß natürlich, worauf die Frage abzielt. Man erinnert sich an Mehmet Scholl, der vor knapp zwei Jahren eine Diskussion über die sogenannte Laptoptrainer-Generation entfachte, in dem ihm eigenen Stil: „Die können 18 Systeme rückwärtsfurzen.“ Wichtiger sei ihm aber, wie ein Trainer die Mannschaft menschlich führe. Und daran hapere es bei vielen jungen Coaches ohne eigene, höherklassige Fußballerfahrung.**

### 27.

Was hast Du bei diesem Satz gedacht? „Die stehen mit dem Rücken zur Wand – und wir knallen sie durch die Wand

hindurch! Das lassen wir uns nicht nehmen, von niemanden – und schon gar nicht von den Polen!“

Wer hat das noch mal gesagt? Ein Trainer, war es Jogi?

**Wow, er erinnert sich nicht mehr. Kurze Aufklärung: Es war 2006. Jürgen Klinsmann in der Kabinensprache zur Pause des zweiten WM-Gruppenspiels gegen Polen, das in der Nachspielzeit durch ein Tor von Oliver Neuville mit 1:0 entschieden wurde. Würde ein Bundestrainer heute so etwas sagen, dürfte die öffentliche Reaktion weniger gnädig ausfallen als Ende 2006, als die Szene durch den Dokumentarfilm „Deutschland. Ein Sommermärchen“ (Regisseur: Sönke Wortmann) publik wurde – und Social Media noch keine Rolle spielte.**

Ich glaube, da war ich schon im Tunnel, das habe ich gar nicht richtig mitbekommen.

### 28.

Der größte Fußballer?

Messi.

**Wie aus der Pistole geschossen.**

### 29.

Schon mal ein Frauenfußballspiel gesehen?

Ich habe natürlich schon Frauenfußballspiele gesehen. Das Team vom FC Bayern zum Beispiel spielt einen sehr guten, ansehnlichen Fußball. Das muss man sagen. Das habe ich früher ein bisschen unterschätzt und musste mich mittlerweile korrigieren.

### 30.

Eine Verhaltensweise, die Du gern ablegen würdest.

Ich bin perfektionistisch veranlagt. (Die Mundwinkel gehen kurz nach oben.) Und das ist nicht immer gut.

## STURM UND ERFOLG

**Miroslav Klose wurde 1978 im polnischen Opole geboren. Zwischen seinem dritten und siebten Lebensjahr lebte die Familie in Frankreich, weil sein Vater einen Profivertrag beim damaligen Fußball-Erstligisten AJ Auxerre erhalten hatte. Anfang 1987 kam die Familie nach Deutschland, über das Grenzlager Friedland nach Kusel in Rheinland-Pfalz. Die SG Blaubach-Diedelkopf wurde Kloses fußballerische Heimat. 1999 erhielt er beim 1. FC Kaiserslautern den ersten Profivertrag; dann folgten Stationen bei Werder Bremen, dem FC Bayern und bei Lazio Rom. Nach zwei Jahren Hospitanz bei der Nationalmannschaft trainiert der ehemalige Stürmer seit vergangenem Sommer die U17-Mannschaft des FC Bayern – im neuen Nachwuchscenter des Klubs: dem „FC Bayern Campus“. Zur Zeit des Interviews stand Kloses Team auf Platz 1 der U17-Bundesliga Süd/Südwest. Vereinsintern hatte man Rang 4 oder 5 als Saisonziel ausgegeben. Außer Taktik kann Klose auch Fairness lehren: 2012 erhielt er den italienischen Fair-Play-Preis, weil er im Spiel gegen SSC Neapel ein Hand-Tor zugab. Seine Mannschaft, Lazio Rom, verlor das Spiel 0:3.**

# ALLES BLEIBT ANDERS

Sportvereine sind urdeutsche Kultureinrichtungen und gleichzeitig multikulturelle Integrationsmotoren. Menschen mit nichtdeutschen Wurzeln können hier die Sprache, das Land und die Leute kennenlernen. Und umgekehrt. Im besten Fall verändern die Begegnungen die Beteiligten, ohne dass das jeweils Eigene verloren geht. Auf vorsichtiger Spurensuche im Gestern und Heute und in verschiedenen Vereinen dieses Landes.





**Text:** Martin Theis

---

**D**ie Frage, ob Deutschland von der Zuwanderung profitiert, kann Ralf Angenendt zumindest für den Ringersport eindeutig beantworten. Der 51-Jährige ist Trainer bei der Germania 1888 Essen-Altenessen und wuchs in dem sozial sehr gemischten Viertel nahe der ehemaligen Zeche Carl auf, in dem viele Gastarbeiterfamilien zu Hause sind. Die Germania zieht junge Männer aus Ländern an, in denen Ringen ein Nationalsport ist und die Kämpfer große Arenen füllen. Früher waren es vor allem die Söhne und Enkel türkischer Einwanderer, heute sind es Syrer, Afghanen oder Pakistaner. „Bei den Landesmeisterschaften in Nordrhein-Westfalen lag der Anteil von Migranten irgendwo zwischen 30 und 50 Prozent“, erklärt Angenendt, während seine Jungs gerade die Trainingsmatten in der Sporthalle zusammenschieben. „Viele Vereine hätten ohne die gar keine Mannschaft stellen können.“

### **TYPISCHE TUGENDEN**

Weil Ringer in Deutschland ein Nachwuchsproblem haben, hat Angenendt über ein Dutzend Schulen im Altenessener Umkreis angeschrieben und angeboten, den Kids Schnupperkurse zu geben. Eine Antwort bekam er nicht. Umso wichtiger sind für ihn jene Menschen, die in den vergangenen Jahren nach Deutschland gekommen sind, um

sich hier ein neues Leben aufzubauen. Und er ist wichtig für sie. Mit sanfter Unerbittlichkeit müht er sich, seinen Schützlingen Disziplin, Struktur und Pünktlichkeit nahezubringen, all jene Tugenden, die als so typisch deutsch gelten – und es irgendwie wohl auch sind. Die Jungs, häufig Jugendliche, die ohne ihre Eltern nach Deutschland kamen, werden sie auch außerhalb der Sporthalle brauchen. „Unsere Politiker reden viel von Integrationsarbeit“, sagt Angenendt, „hier bei uns im Verein machen wir sie.“

Wie in Essen-Altenessen sind Sportvereine überall in Deutschland ein wichtiger Faktor bei der Integration. Das ist schon lange der Fall, das belegt nicht allein die Lebensdauer des Bundesprogramms „Integration durch Sport“. Zu beobachten war es auch, als in den letzten Jahren verstärkt Menschen nach Deutschland kamen und die Strukturen und Erfahrungen des organisierten Sports tausendfache Soforthilfe ermöglichten. Ob und wie sich Deutschland durch Zuwanderung verändert, lässt sich aber schwer bemessen. Vielleicht am ehesten im Mikrokosmos eines Vereins. Die Fragen: Was können Vereine dazu beitragen, dass Menschen in Deutschland ankommen und Halt finden? Und was passiert mit ihnen selbst, wenn sie immer multikultureller werden? Das miteinander – so viel vorweg und wenig überraschend – gelingt dort am besten, wo sich beide Seiten aufeinander zubewegen. Geben und Nehmen. Oder, wie es der Essener Trainer Angenendt ausdrückt: „Ich verlange den Jungs alles ab, dafür kriegen sie auch alles von mir.“

### **ALS DIE PUSTE AUSGING**

So ungefähr hatte sich das auch Ruzhdi Bahtija vorgestellt, als er 2004 im schwäbischen Weingarten bei Ravensburg den FC Kosova gründete. Der 48-Jährige war 1993 als Kriegsflüchtling aus dem Kosovo nach Deutschland gekommen und fand beim Fußballoberligisten aus Ravensburg schnell Anschluss. Doch außerhalb des eigenen Vereins blieb es ein Kampf: „Auf deutschen Sportplätzen habe ich jede zweite Woche gehört, ich solle wieder da hingehen, wo ich herkomme“, erinnert er sich. Als er merkte, dass sich seine Träume vom Profifußball nicht mehr erfüllen würden, versuchte er, etwas Bleibendes zu schaffen. Mit einem kosovarischen Klub, dachte er, würde er einige seiner Freunde und Bekannten von der Straße holen können: „Damit die nicht auf dumme Gedanken kommen.“

Migrantenvereine wie der FC Kosova kämpfen mit Ressentiments und dem Vorurteil, vor allem der Abschottung zu dienen, weniger dem Ankom-

**Ralf Angenendt:  
Unsere Politiker  
reden viel von Inte-  
grationsarbeit, hier  
bei uns im Verein  
machen wir sie**



**Zwei Charakterköpfe: Trainer Ralf Angenendt und sein Freund Yücel Küçükkarik (l.), dem die Trainingsmatte zur zweiten Heimat wurde**

men in der deutschen Gesellschaft. Bahtija sagt, die Integration seiner Landsleute sei sein Ziel gewesen. Sein Einsatz war immens, er verausgabte sich als Vorstand, Manager, Trainer und Platzwart. „Die Spieler stammten teils aus entlegenen Dörfern Kosovos. Sie hatten keine Ahnung, was Vereinsleben in Deutschland bedeutet“, sagt er. Viele seien ständig zu spät gekommen oder gar nicht aufgetaucht. Auf dem Feld kam es so oft zu Provokationen, Beschimpfungen und Rangeleien, dass der Verein in eine andere Kreisliga wechseln musste. Nach vier Jahren gab Ruzhdi Bahtija auf.

### **VON DER CHAOSTRUPPE ZUM TEAM**

Knapp zehn Jahre später ist der Klub kaum wiederzuerkennen. Das Team führt jetzt Dugaxhin Shala, 34 Jahre alt, außer ihm ist aus den Anfangsjahren fast niemand mehr dabei. Seiner Mannschaft verlangt er die Disziplin ab, die er aus deutschen Vereinen seit der E-Jugend kennt – wer nicht pünktlich und regelmäßig trainiert, bleibt am Spieltag zu Hause. Im vergangenen Jahr ist der FC Kosova in die Kreisliga A2 aufgestiegen. Mittlerweile kicken hier Männer aus

15 Nationen, von Rumänien über Libanon bis Brasilien. Die gemeinsame Sprache ist Schwäbisch und das größte Integrationsproblem ist der Winter. „Wenn es zu kalt ist, kommen unsere drei Gambianer nicht zum Training“, sagt Trainer Shala und lacht, „noch nicht.“ Die Geschichte des FC Kosova hat schließlich gezeigt: Nicht alles geht einfach, aber vieles ist möglich.

Wie schwierig es sein kann, Menschen aus verschiedenen Kulturen zu einem Team zu formen und mit dem deutschen Vereinsleben bekannt zu machen, spürt am anderen Ende Deutschlands Gabriele Breuing vom SSC Breitensport Schwerin. Sie ist ehrenamtliche Schatzmeisterin sowie Vorstandsmitglied und versucht, aus einer Sportgruppe von rund 40 geflüchteten Eritreern, Afghanen und Syrern eine Fußballmannschaft aufzubauen und zum Spielbetrieb anzumelden. Die Hürden sind zunächst, ähnlich wie bei der Germania Essen-Altenessen oder dem FC Kosova Weingarten, deutsche Normen rund um die Zuverlässigkeit. „Es fällt ihnen auch schwer zu akzeptieren, dass auf dem Platz der Schiedsrichter der Chef ist“, sagt Breuing. Ein weitaus größeres Problem sei allerdings, das Geld für die Ausstattung, Beiträge und Fahrten zu Auswärtsspielen einzuwerben.





### **KLIMAWANDEL SEIT 2015**

Gute Integrationsarbeit sei ein schmaler Grat, sagt Gabriele Breuing: „Einerseits wollen wir die Menschen nicht verändern. Andererseits müssen sie sich uns ein Stück weit anpassen.“ Deshalb macht sie über das Bundesprogramm „Integration durch Sport“ derzeit eine Fortbildung zur Integrationsbeauftragten: „Das hilft mir vor allem, Konflikten vorzubeugen, die nur auf Missverständnissen beruhen.“ Der SSC Breitensport Schwerin hat 590 Mitglieder, Migranten sind in allen Abteilungen vertreten. Der Verein hat sich bereits in seiner Satzung gegen Diskriminierung positioniert und veranstaltet regelmäßig Turniere im Zeichen der Völkerverständigung. In den vergangenen 20 Jah-

ren sei der SSC immer bunter und vielfältiger geworden, sagt Breuing. „Bei uns lernen bereits die Kinder, mit anderen Kulturen umzugehen.“ Weiterer Nebeneffekt: Die Menükarten bei den Vereinsfesten würden interessanter. „Beim letzten Nikolausturnier etwa haben die syrischen Familien das Catering für alle übernommen.“

Seit dem Beginn der Flüchtlingsdebatte im Jahr 2015 nimmt Breuing ein verändertes Klima in der Gesellschaft und bisweilen auch im Verein wahr. „Dafür, dass wir Flüchtlinge aufnehmen, sind eigentlich alle. Aber wenn zum Beispiel Beiträge erstattet werden, taucht öfter die Frage auf, warum für die mehr getan wird als für andere.“ Nicht ganz richtig, aber oftmals sei das Bild schwer zu kor-



# Gabriele Breuing: Dafür, dass wir Flüchtlinge aufnehmen, sind eigentlich alle. Aber wenn zum Beispiel Beiträge erstattet werden, taucht öfter die Frage auf, warum für die mehr getan wird als für andere

rigieren: So erhielten über ein Bildungspaket der Bundesregierung auch ärmere einheimische Familien finanzielle Unterstützung – die Beschwerden kämen paradoxerweise ohnehin von jenen, die das gar nicht nötig hätten. Über staatliche Zuschüsse deckt der Verein auch die Kosten für gemeinsame Trainingscamps sowie Kino- und Kegelausflüge. „Integration heißt bei uns, dass wirklich niemand ausgeschlossen wird“, sagt Breuing.

### BLOSS KEINE RUDELBILDUNG

Bei den Ringern von Germania Essen-Altenessen achtet Trainer Ralf Angenendt auf ein ausgewogenes Verhältnis unter den Vereinsmitgliedern, um eine gesunde Basis für Integration zu schaffen. Von insgesamt 60 Aktiven zahlen hier etwa 50 Beiträge – Angenendt nennt das einen guten Schnitt. „Ich hätte nicht gedacht, dass es so umständlich ist, Beiträge für Flüchtlinge erstattet zu bekommen“, sagt er. Da ist zum Beispiel Shabir aus Afghanistan, der das Lachen verlernt hatte, bevor er zur Germania stieß. Der immer trainiert, als hinge sein Leben davon ab – und jetzt langsam beginnt aufzublühen. Drei Monate lang floss Geld über seinen Betreuer, dann war Schluss. „Der Junge ist 20 Jahre alt, hat Kraft ohne Ende und will sich mit anderen messen“, sagt Angenendt. „Soll ich den jetzt zurück auf die Straße schicken?“ Weil das für ihn keine Option ist, müssen die Beiträge sowie die 150 Euro für Trikots und Trainingsanzug vorerst durch die anderen Mitglieder finanziert werden.

Angenendt besteht darauf, dass in der Halle ausschließlich Deutsch gesprochen wird und duldet es nicht, wenn sich Gruppen bilden. Im jährlichen Trainingslager auf einem Bauernhof zum Beispiel, wo sie ihre Ringermatte in der Heuscheune aufbauen und Angenendt morgens Frühstück für alle macht. Er beobachtet immer die gleiche Dynamik: „Egal ob beim Essen oder wenn sie sich fürs Mannschafts-



foto aufstellen, es entstehen sofort zwei Gruppen: die, die Deutsch sprechen und die, die es noch nicht können.“ Den Jungs selbst sei das meist gar nicht bewusst. „Ich mische sie dann sofort durch. Bei uns soll schließlich jeder für jeden da sein.“

### DER WEG ZUM WIMPEL

Dass das über den Sport hinaus von Bedeutung sein kann, zeigte sich neulich, als der Afghane Shabir erfolgreich gegen den Ablehnungsbescheid auf seinen Asylantrag klagte: Bei der Bewertung der Richter fielen seine sozialen Kontakte im Verein positiv ins Gewicht. Angenendt ist froh für ihn und für die Germania, denn die Einheimischen

Im Studium hat er deutsche Philosophen auf Russisch gelesen. Im Training lehrt Ali Mahmudov Dehnungsübungen (o.) und in der Kabine Weisheiten übers Leben (r.)



könnten eine Menge von den Geflüchteten lernen, zum Beispiel Kampfgeist und Siegeswillen. „Bei denen geht es wirklich um die Ehre.“ Und bei der Ehre packt er sie auch, wenn nach einer Niederlage mal wieder einer den Sport komplett hinschmeißen will, weil er glaubt, sein Gesicht verloren zu haben. Wo auch immer du herkommst, in Essen-Altenessen gilt: „Du wirst nur ein echter Gewinner, wenn du immer wieder aufstehst.“

Der nächste Schritt, vom Mitmachen zum Mitgestalten, lässt sich beim SSC Breitensport Schwerin beobachten. Dort leiten Menschen mit Migrationshintergrund bereits die Basketball- sowie die Aerobicabteilung, zwei Gruppen, die vom Bundesprogramm „Integration durch Sport“ gefördert werden. „Die Kommunikation mit diesen Abteilungsleitern ist etwas aufwendiger“, sagt Vorstandsmitglied Gabriele Breuing. Ein Grund: zu Hause unterhielten sie sich in ihrer Muttersprache. Außerdem sei der Weg in die Gepflogenheiten deutscher Vereine kein leichter. Das dauere. Ihre Stärken: Oft haben sie aufgrund ihrer eigenen Geschichte einen guten

Draht zu anderen Zuwanderern und bauen für sie dadurch die Hemmschwelle ab, einem Verein beizutreten. „Das wird zunehmend wichtig bei Flüchtlingsfrauen. Die bleiben häufig zu Hause und kümmern sich um die Kinder“, sagt Breuing. „Wie sollen die sich dabei integrieren?“

### STEPS IN SCHWERIN

Abteilungsleiter Ali Mahmudov rollt für den SSC Breitensport Schwerin drei Mal wöchentlich die Aerobicmatte aus. Der studierte Historiker kam im Jahr 2000 aus Aserbaidschan nach Deutschland. Im Jahr 2012 gründete er beim SSC eine Gruppe für Frauen im Stadtteil Dreesch, Anziehungspunkt für viele Einwandererfamilien aus Osteuropa. Seine Teilnehmerinnen kommen aus der Ukraine, Weißrussland oder Rumänien, die Kurse hält Mahmudov auf Russisch ab. Über den Landessportbund hat er Seminare zur interkulturellen Arbeit besucht. „Konflikte basieren meist auf Unwissen und Angst“, sagt er. Während seiner Jugend in Baku

# Ilker Bagci: Wenn du Teil eines guten Teams bist und lernst, dessen Regeln zu akzeptieren, dann wirst du beinahe automatisch zu einem Teil des Landes

Der Verein als Starthelfer ins Leben: Trainer Dugaxhin Shala mit Ball und Mannschaft, darunter Verteidiger Ilker Bagci (hintere Reihe, Mitte)

habe er gelernt, dass es auch anders geht. „Dort lebte meine jüdische Familie friedlich mit orthodoxen Christen und Muslimen.“

Vor zwei Jahren hat Mahmudov eine zweite Gruppe gegründet, für deutsche Fußballmütter, deren Söhne zeitgleich auf den Plätzen gegenüber dem Vereinssitz trainieren. Für Mahmudov, der der deutschen Sprache gegenüber schüchtern ist, ist das ein Schritt aus der eigenen Komfortzone. „Er ist ein super Trainer und sehr engagiert bei der Sache“, sagt die Kasachin Larissa Mittelstedt. Obwohl sie seine Kontaktaufnahme wenig schmeichelhaft fand, als der damals wildfremde Mahmudov ihr in der Schweriner Straßenbahn empfahl, mal an einem seiner Kurse teilzunehmen. Gekommen ist sie trotzdem. Sie sagt, die Teilnahme an Aerobikkursen habe ihr geholfen, sich in Deutschland nicht so fremd zu fühlen, als sie die Sprache noch nicht beherrschte. Und schon bald könnte sie die Gruppe um weitere Mitglieder bereichern: Mittelstedt arbeitet als Organisationsassistentin für arabische Flüchtlinge, eine ihrer Klientinnen hat sie zum Schnupperkurs eingeladen. Somit beginnt die Integrationsarbeit von Gabriele Breuing und ihren Kollegen beim SSC Breitensport Schwerin langsam zu streuen.

## FC KOSOVA ALS STARTHILFE

Das einst erworbene Image zu korrigieren, braucht viel Zeit. Und so kämpft der FC Kosova Weingarten noch immer mit Vorurteilen aus vergangenen Tagen. „Ich war selber ein Hitzkopf“, sagt Trainer Dugaxhin Shala, der früher auch mal wegen Beleidigung des Schiedsrichters vom Platz geflogen ist. „Heute kann ich meinen Jungs aus Erfahrung sagen, dass es besser ist, cool zu bleiben.“ Auch wenn man sich als Mensch mit Migrationshintergrund, der es in Deutschland nicht immer einfach gehabt hat, schnell persönlich angegriffen fühle. Eine Sache versuche er seiner Mannschaft daher mitzugeben: „Ich schaue mir oft Spiele unserer deutschen Konkurrenten an. Die sind miteinander genauso schonungslos wie mit uns.“

Was die Gegner vom FC Kosova auch halten mögen: Über die Jahre ist der Verein für einige Neuankömmlinge zur Starthilfe in Deutschland geworden. Über eine WhatsApp-Gruppe organisiert das Team Hilfe bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, bei Umzügen und allem was sonst noch anfällt. So hat sich vor Kurzem ein Bosnier für den Verein entschieden, der zu Hause für Zagreb in der ersten Liga spielte und zu seiner Frau ins Ländle gezogen ist. Wie einige andere Teamkollegen hatte er Angebote von höherklassigen Vereinen aus der Region Ravensburg, hätte dort weiter Geld verdienen können. Doch beim FC Kosova, sagt er, hätten sie ihn wie einen Bruder aufgenommen – und das sei schließlich das Wichtigste.

## MITTLER ZWISCHEN DEN WELTEN

Der 30-jährige Verteidiger Ilker Bagci, Sohn türkischer Einwanderer, musste sich trotz seines deutschen Passes früh mit dem Thema Integration beschäftigen: „Als Kind von Ausländern liegst du in Deutschland erst einmal 0:3 hinten“, sagt er. „Ich musste mich immer doppelt beweisen, bevor ich akzeptiert wurde.“ Und das, obwohl ihn seine Eltern zur Offenheit erzogen hätten, er mit seinen deutschen Freunden Weihnachten gefeiert und sie zum muslimischen Fastenbrechen nach Hause eingeladen habe. Als er etwa in die fünfte Klasse kam, habe ihm sein Lehrer am Gymnasium klargemacht: Du schaffst höchstens den Hauptschulabschluss. Heute hat Bagci sein Studium der Elektrotechnik abgeschlossen und engagiert sich ehrenamtlich, gibt Geflüchteten Mathenachhilfe oder unterstützt sie bei der Kommunikation mit den Ämtern. „Aus meiner Familie weiß ich, was es bedeutet, hier von vorne anzufangen“, sagt Bagci. „Ich kann für die Menschen deshalb eine Brücke zur deutschen Gesellschaft sein.“

Einem Sportverein beizutreten, würde Ilker Bagci jedem von ihnen empfehlen. „Wenn du Teil eines guten Teams bist und lernst, dessen Regeln zu akzeptieren“, sagt er, „dann wirst du beinahe automatisch zu einem Teil dieses Landes.“



Power und Lebensfreude: Samira Bouizgarne gehört zu den besten Judoka in Deutschland. Tokyo 2020 hat sie fest im Blick

# ZEITEN WANDEL?



Zuwanderung gab es immer schon, und Integration mithilfe des Sports mindestens seit Turnvater Jahns Zeiten. Doch wie haben sich Ankommen und Alltag in den vergangenen Jahrzehnten in der Bundesrepublik verändert, wie fühlt es sich für Menschen mit fremdländischen Wurzeln in Deutschland an? Zwei Sportler und eine Sportlerin aus drei Generationen geben Einblick: Yalcin Özer, Wilbert Olinde und Samira Bouizgarne.

**Text:** Frank Heike

---

# A

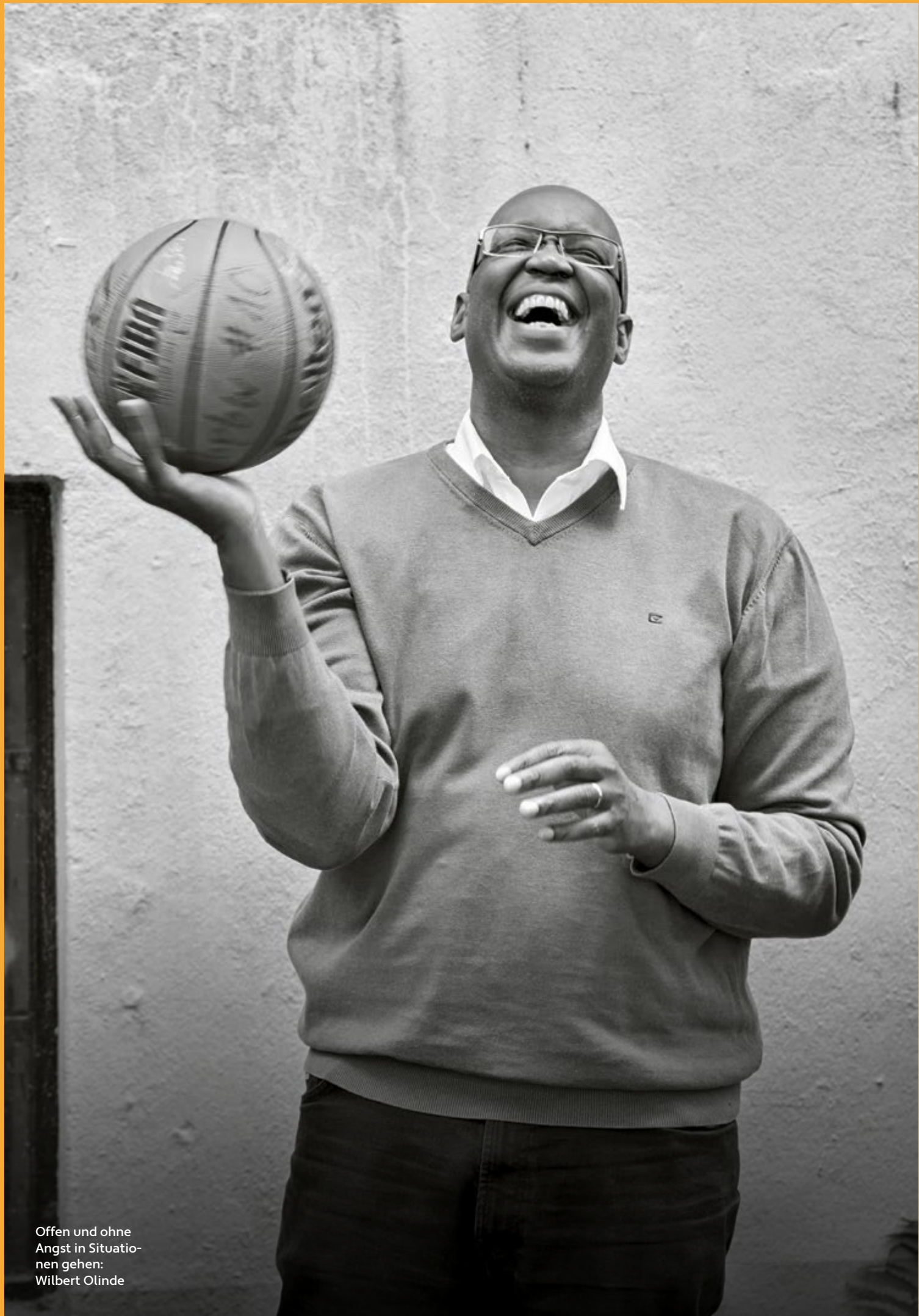
ls seine Begleitung spürt man die Blicke, die Wilbert Olinde auf den 500 Metern von seiner Wohnung zum Café im Hamburger Stadtteil Winterhude auf sich zieht. Er selbst scheint mit seinen 202 Zentimetern über den Dingen zu stehen. Aber die ausgefahrenen Ellenbogen in der deutschen Gesellschaft anno 2019 bemerkt dieser wache, freundliche Mann sehr wohl. „Ich sage: Leute, entspannt euch. Wenn ihr rausgeht, ist da kein Tiger, der auf euch lauert. Wir leben nicht mehr in Höhlen“, sagt Wilbert Olinde und begleitet diese Einschätzung mit einem für ihn typischen Lachen. Er fühlt sich wohl. Obwohl hier, in einem schönen und vergleichsweise homogenen Quartier Hamburgs, schon geguckt wird, wer dieser lange, schwarze Mann ist.

Olinde kennt diese Blicke. Aus San Diego und Los Angeles, wo er aufgewachsen ist. Und ein wenig auch aus Göttingen. Dort reifte er zum Basketballstar. Olinde, 63, sagt: „Die Sensibilität, die man als junger Schwarzer entwickelt, um Warnsignale zu erkennen, ist noch da. Aber ich verhalte mich heute anders. Selbstbewusster. Entspannter. Ich gehe ohne Angst in Situationen. Ich will nicht vorgefärbt sein.“

„Alltagsrassismus“ sollte in diesem Gespräch eigentlich kein Thema sein, weil Wilbert Olinde an anderer Stelle behauptet hatte, es langweile ihn. Aber wer als schwarzer Basketballprofi in die deutsche Provinz der 1970er- und 1980er-Jahre kommt, kann schwerlich ohne diese Erfahrungen durchgekommen sein. Stichwort: Sensibilität. Olinde bleibt erst im Allgemeinen, ehe er auf sich zu sprechen kommt. „Die Themen Rassismus und Integration gehören zusammen. Der afri-



Fotos: (l.) Christoph Maderer, (r.) Thomas Gentsch



Offen und ohne  
Angst in Situatio-  
nen gehen:  
Wilbert Olinde

kanische Fußballspieler wird bejubelt, wenn er ein Tor schießt – aber unterstützen sie ihn auch, wenn es nicht läuft?“ Sätze, die einen beim Zuhören unmittelbar in den vergangenen Sommer führen. Zu den Erfahrungen eines deutschen Fußballspielers mit türkischen Wurzeln, nachdem die Nationalmannschaft in Russland aus dem WM-Turnier geflogen war. Bei Olinde hatte das oft böse Spiel von Zuschreibungen und Erwartungen eine andere Färbung. Er kam als privilegierter Universitätssportler 1977 zum SSC Göttingen und „die Vorstellung der Deutschen war: Jemand, der schwarz ist und aus den USA kommt, der muss super springen und werfen können. Alle diese Bilder waren in den Köpfen“, sagt Olinde mit sichtbarem Vergnügen. „Aber dann die Erkenntnis – oh, der spielt eher für die Mannschaft, statt als Solist zu glänzen! Sie waren nicht so begeistert von meiner Leistung.“

Doch so einfach wegzutauchen, getreu dem Motto: Augen zu und durch, das funktionierte nicht. Die Kritik konzentrierte sich auf ihn, diesen langen, dünnen „Ami“, der zu selten warf, kaum traf. Er sagt: „Nachdem ich mich entschieden hatte, länger in Deutschland zu bleiben, war klar: Ich muss zeigen, was ich kann. Also punkten. Nachdem ich in drei Spielen erst 14, dann 15, schließlich 30 Punkte gemacht hatte, sagte die Freundin eines Mitspielers zu mir: Heute hast du gespielt wie ein Amerikaner.“ Später, als die Mitspieler besser wurden und Olinde sich auf seine Fähigkeiten konzentrieren konnte, wurden die Göttinger drei Mal Deutscher Meister.

### MIGRATIONS... WAS?

Samira Bouizgarne ist 34 Jahre jünger als Wilbert Olinde. Und sie hat komplett andere Erfahrungen gemacht.

Alltagsrassismus? Samira lacht. „Habe ich noch nie erlebt, sorry“, sagt sie. Für das, was sie erlebt, findet sie keine Überschrift, keinen passenden Begriff. Sie erzählt einfach. „Es passiert mir oft, dass Leute sagen: Ey, Samira, was hörst du für coole Musik. Was ist das, das wollen wir auch hören. Oder dass mir jemand sagt: Samira, deine Haare, die sind so schön. Ich hätte gern Haare wie du.“ Samira Bouizgarne lacht. Ist klar, das klingt viel besser, als sagte jemand: „Wie siehst du denn aus?“ „Was ich ebenfalls oft höre, ist: Oh Mann, ich hätte auch gern eine andere Nationalität, immer dieses Deutsche. Ich antworte dann: Ey, was willst du, Deutschland ist doch cool!“

Die 19-jährige Samira Bouizgarne, dunkle, volle und lockige Haare, die sie meistens hochgesteckt trägt, hat keine „andere Nationalität“. Ihr Vater ist Marokkaner, die Mutter Deutsche, sie ist in Krefeld geboren und sie hat einen Pass mit Bundesadler. Nur diesen. Kurios, dass eine junge Frau mit Migrationshintergrund (der sperrige Ausdruck stört sie nicht weiter) von ihren biodeutschen Freunden für ihre vage „Andersartigkeit“ bewundert wird – und sich deutscher vorkommt als jede Deutsche, wenn sie ihnen erzählt, wie schön es hier ist. Ihre Lebensfreude steckt an, nicht nur Gleichaltrige.

Samira nimmt die Frage der Herkunft und der Identität mit einer Leichtigkeit, die manches vereinfacht. Nicht zu verwechseln mit Gedankenlosigkeit. „Ich bin so viel unterwegs, kenne

durch den Sport eine Menge Leute, da ist es egal, woher man kommt. Aber ich bin durch den Sport deutsch. Ich renne mit dem deutschen Adler auf dem Anzug herum. Also repräsentiere ich das, woher ich komme. Ich finde das gut. Ich habe deswegen noch nie negative Erfahrungen gemacht.“ Samira Bouizgarne könnte sich vorstellen, dass die Unterscheidung nach äußeren Merkmalen eine Kategorie älterer Leute ist.

### DIE HÜRDE GENOMMEN

Ältere Leute – mit seinen 76 Jahren zählt sich Yalcin Özer ganz bestimmt dazu. Nicht auf jede Frage möchte oder kann Özer eine Antwort geben; ob eine Generation mehr nach Äußerem urteile als eine andere? Er wisse es nicht. Özer sagt: „Ich habe in Deutschland gelebt und gearbeitet, als wäre ich hier geboren. Aber ich kenne Türken der dritten Generation, die seit 30 Jahren hier leben, die können nicht richtig Deutsch sprechen. Das verstehe ich nicht.“

Seine deutsche Sozialisation begann nach den Olympischen Spielen 1960. Als 18-Jähriger kam Yalcin Özer aus Ankara nach Rom. Im Geräteturnen wurde er 115. Von 170 teilnehmen-

**Samira Bouizgarne:  
Ich renne mit dem  
deutschen Adler auf  
dem Anzug herum.  
Also repräsentiere  
ich das, woher ich  
komme. Ich finde  
das gut**

den Sportlern. „Durch die Olympischen Spiele erhielt mein Leben eine Richtung“, sagt Özer, der bislang alle Sommerspiele besucht hat und ein begeisterter Anhänger der Olympischen Idee ist, sogar einen eigenen, nicht ganz aktuellen Olympia-Blog im Internet führt. Der Turner Helmut Banz, Olympiasieger im Pferdsprung von 1956, animierte Özer vier Jahre später, nach Deutschland zu kommen, um in Köln an der Sporthochschule zu studieren. Özer folgte dem Vorschlag, machte sein Examen und wurde Sportlehrer – 39 Jahre lang

# Yalcin Özer: Der Sport ist mein ganzes Leben. Ich war immer im Sportverein mit Menschen aus vielen Ländern zusammen. Ich profitiere bis heute davon

auf derselben Stelle an einem Bonner Gymnasium. „Meine einzige Hürde war die Sprache“, sagt Yalcin Özer, „aber ich bin ein sehr disziplinierter Mensch und als ich sie konnte, standen mir in Deutschland alle Türen offen.“ Es gäbe noch ein paar Fragen an Yalcin Özer. Aber er hat genug zum Thema gesagt, meint er. Dann überlegt er kurz und fügt an: „Der Sport ist mein ganzes Leben. Ich war immer im Sportverein mit Menschen aus vielen Ländern zusammen. Ich profitiere bis heute davon: Ich bin 76 Jahre alt, fühle mich aber wie 18.“

## ZUR NOT MIT ZEICHENSPRACHE

Samira Bouizgarne und ihr älterer Bruder Benjamin haben viele Sportarten ausprobiert, sind beim Judo hängen geblieben. Mit neun Jahren ging es für sie richtig los. Sie gewann auf Kreisebene, auf Bezirksebene und ist jetzt als U-23-Kämpferin in der Gewichtsklasse bis 78 Kilogramm unter den drei, vier besten deutschen Frauen. Eine Knieverletzung von Anfang Februar wirft zwar einen dunklen Schatten auf ihre sportlichen Planungen, zu denen im Juni dieses Jahres die „Ruhr Games“ in Duisburg gehören, Europas größtes Jugend-Sport-Festival. Und natürlich die Vorbereitungen auf „Tokio 2020“. Aber Samira Bouizgarne, die für den 1. JC Mönchengladbach startet, hat im Karrierefahrplan ohnehin eher die Olympischen Spiele 2024 markiert: Dann ist sie im besten Judoalter.

Auf einem Sportinternat in Köln sozialisiert und seit September 2018 in Diensten der Bundespolizei, kann sich Samira Bouizgarne am Olympiastützpunkt Köln voll um ihren Lieblingssport kümmern, an dem sie Fairness und Respekt voreinander schätzt – und die Internationalität. „Wir verständigen uns auf der Matte zur Not mit Zeichensprache, das klappt immer“, sagt sie. Beeindruckt zeigt sie sich von den gemischten Trainingslagern in Japan, von der Höflichkeit, der Ehrfurcht vor dem Alter. Werte, die Samira im Alltag hochhalten möchte.

Wie den Respekt vor dem anderen religiösen und kulturellen Hintergrund. Zuletzt kämpfte sie gegen eine Ägypterin mit Kopftuch. Das sei ganz normal gewesen, sagt sie.

Ist der Sport, Judo insbesondere, eine bessere Welt? Das nun bestimmt nicht, sagt Samira Bouizgarne. Aber: „Ich empfinde Fremdes als Bereicherung. Und ich glaube, dass Sport Integration vereinfacht. Es ist trotzdem nicht so, dass ich alles von meiner Gegnerin und ihrer Herkunft wissen will, nur, weil sie anders aussieht. In erster Linie will ich gewinnen.“

## ALLES EINE FRAGE DER ZEIT?

Die Verabschiedung von Wilbert Olinde nach einem grünen Tee im Café zieht sich in die Länge. Integration und Sport ist ein Thema mit vielen Facetten. Es begleitet und beschäftigt ihn seit 40 Jahren. Olinde würde nie einen Vergleich zu den Geflüchteten der vergangenen Jahre anstellen: „Ich bin nicht aus Angst oder vor Krieg aus einem anderen Land geflüchtet. Mir drohte keine Abschiebung. Ich war weder einsam, noch habe ich mich gelangweilt. Die Leute in Göttingen haben sich um mich gekümmert, mir wurde geholfen. Als guter Sportler war ich privilegiert. Basketball war mein Türöffner, um mir hier ein Leben aufzubauen. Und ich muss sagen, dass das Vereinssystem, das man in den USA nicht kennt, super ist, um Leute kennenzulernen. Ich habe über meine Mitspieler Kontakt in die Familien bekommen und Deutschland erlebt. Mir wurde es leichtgemacht, was auch daran lag, dass ich mich für Deutschland interessiert habe. Ich habe nicht darauf geschaut, was mir hier als Amerikaner fehlt. Sondern was für mich da ist.“

Wilbert Olinde's Leben hat Brüche: eine schwere Krankheit, eine Scheidung, Arbeitslosigkeit. Mittlerweile lebt der selbstständige Coach in Hamburg, zufrieden mit seiner zweiten Frau und drei Kindern. Da bleibt genug Platz, um gesellschaftlichen Entwicklungen in Deutschland nachzuspüren und zu analysieren.

Sanft kommt das herüber, wenn Olinde spricht, nicht wie die endgültige Wahrheit, aber sehr nachvollziehbar und mit Erfahrungen aus der eigenen Biografie getränkt. Kann der Sport als Integrationsmotor funktionieren, so wie es allerorten postuliert wird? Olinde sagt: „Man darf die Vereine nicht mit Erwartungen überfrachten. Du kannst nicht zu Geflüchteten sagen: Geht zum Sport, dann wird alles gut. Es müssen Voraussetzungen zur Integration da sein. Auch außerhalb des Vereins.“

Olinde ist längst Integrationsbotschafter, spricht in Diskussionsrunden zum Thema, berät Vereine. Über sein Jahr in Göttingen hat der Autor Christoph Ribbat ein lesenswertes Buch geschrieben, das zeigt, wie vergleichsweise offen das Göttingen der 1970er-Jahre für diesen schwarzen Basketballer war.

Zum Schluss richten sich Olinde Gedanken noch einmal auf den Anfang, als der 22 Jahre alte Schlaks von San Diego nach Deutschland kam. Und nicht ein Jahr bleibt, sondern zehn. Olinde sagt: „Wir sprechen über Menschen. Und Menschen brauchen Zeit.“



Bei der Arbeit: Die Olympischen Spiele haben meinem Leben eine Richtung gegeben, sagt Geräteturner Yalcin Özer







# GRENZ-

# ÜBER-

Flüchtlingscamp Zaatari in Jordanien. 80.000 Menschen und wenige Perspektiven. Sport soll vor allem den Jugendlichen helfen

# SCHREITUNG

Ein Bundesprogramm wie „Integration durch Sport“ ist weltweit einmalig. Doch Sport ist bekanntlich vielsprachig und wird auch in anderen Ländern genutzt, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt und Integration zu befördern. Oder um Abwechslung in eher triste Lebensverhältnisse zu bringen. Sehr unterschiedliche Beispiele aus fünf Ländern.



# WUNDEN HEILEN

**Jordanien hat im Verhältnis zur eigenen Bevölkerung mehr Flüchtlinge als jedes europäische Land aufgenommen. Verschiedene internationale Initiativen versuchen, den Menschen mit Sportangeboten zu helfen.**

**Text:** Philipp Mattheis

**E**s ist eines der größten Flüchtlingscamps der Welt und mittlerweile die viertgrößte Stadt Jordaniens. 80.000 Menschen leben auf 5,3 Quadratkilometern in Zaatari, an der Grenze zu Syrien. Die überwiegende Mehrheit der Bewohner sind Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem Nachbarland.

„Unser Ziel ist es, das Leben in diesem riesigen Flüchtlingscamp friedlicher zu gestalten“, sagt Jean-Jerome Perrin-Mortier, Projektleiter bei „Peace and Sport“, eine von sechs Sportinitiativen in Zaatari. Seit Anfang 2017 bietet die NGO in Zusammenarbeit mit dem UN-Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) Tischtennis, Kickboxen und eine neue Form des Straßenbaseballs namens „Baseball5“ an. Ihre Zielgruppe sind die vielen Tausend Kinder in Zaatari. Laut UNHCR waren im vergangenen Jahr rund 20 Prozent der Bewohner des 2012 gegründeten Camps jünger als fünf Jahre, mehr als die Hälfte jünger als 17 Jahre alt.

Für das kleine Jordanien, in dem gerade einmal zehn Millionen Menschen leben, ist dies eine große Herausforderung. Anfang 2019 zählte man mindestens 670.000 Flüchtlinge aus Syrien. Inoffizielle Quellen sprechen sogar von 1,4 Millionen Menschen. Hinzu kommen rund zwei Millionen Palästinenser, die teilweise seit Jahrzehnten im Land leben. Nur der Libanon hat im Vergleich zu seiner Bevölkerungszahl mehr Flüchtlinge aufgenommen. Dort kommen auf vier Millionen Einwohner 1,5 Millionen Geflüchtete. Nur die wenigsten von ihnen leben dort in Camps. 90 Prozent sind in Gemeinden gezogen. „Eine wichtige Frage ist daher, wie man die Flüchtlinge und die Bevölkerung der aufnehmenden Gemeinden gemeinsam

unterstützen kann“, sagt Karin Grafarend, Leiterin Internationales beim Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB). „Genau da kann der Sport ansetzen.“ Der DOSB ist seit Mitte letzten Jahres Partner der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in einem Sportprojekt in Jordanien. In vielen Schulen des Landes werden syrische und jordanische Kinder in zwei Schichten getrennt voneinander unterrichtet. Beim Sport aber kommen beide Gruppen zusammen. Auch haben Zaatari-Bewohner schon an Fußballturnieren in Amman sowie an Marathonläufen teilgenommen.

„Peace and Sport“ fokussiert sich mehr auf die Arbeit innerhalb des Lagers. Die Organisation mit Sitz in Monaco wurde 2007 von Joël Bouzou gegründet, dem französischen Bronzemedailengewinner im Modernen Fünfkampf bei den Olympischen Spielen 1984 in Los Angeles. Seine Initiative soll eine Brücke zwischen Sport und Friedensarbeit schlagen. „Wir wollen mit Sport Wunden heilen und Hoffnung und Selbstwert zurückgeben“, sagt Projektleiter Perrin-Mortier.

„Sport hilft den Flüchtlingen sowohl körperlich als auch psychisch“, sagt Marwa Hashem vom UNHCR in Jordanien. Stress, Depressionen und Aggressionen können so gelindert werden. „Außerdem schafft er Vertrauen, unter den Campbewohnern genauso wie zwischen ihnen und der lokalen Bevölkerung.“

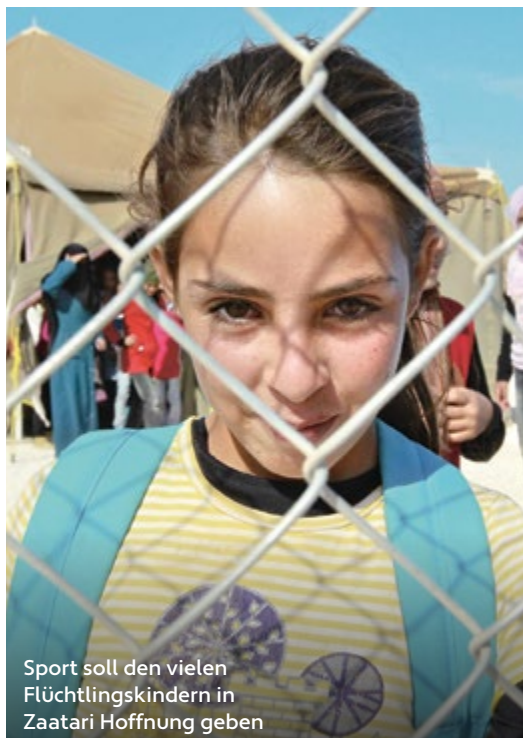
Zwar sei die Gewalt nicht exorbitant höher als außerhalb des Lagers, sagt Perrin-Mortier, aber Spannungen gebe es zuhauf. Viele der Jugendlichen waren aufgrund des Krieges

für mehrere Jahre nicht mehr in der Schule. Jetzt müssen sie gemeinsam mit deutlich jüngeren Kindern in einer Klasse unterrichtet werden. Das führe besonders bei Jungs zu Aggressionen. Einige müssen sich gar allein durchschlagen, weil ihre Familien noch in Syrien sind. Und das lange und ungewisse Warten führt zu Frustration und Hoffnungslosigkeit. In den kommenden Monaten wollen die Mitarbeiter evaluieren, ob und wie Sport dazu beiträgt, Kriminalität und Gewalt zu verhindern.

Auch beim Thema Geschlechtergerechtigkeit hilft Sport: Mädchen und Jungen werden im Camp in zwei Schichten getrennt voneinander unterrichtet – die Mädchen am Vormittag, die Jungen am Nachmittag. Gemeinsamer Sport, vor allem Kontaktsportarten, ist für viele undenkbar. Leichter gestaltet sich das beim Tischtennis oder Baseball5. Wichtig

sei es allerdings, die Eltern der Mädchen einzubeziehen. Um Vertrauen zu schaffen, wurden deshalb sechs Frauen zu Trainerinnen ausgebildet.

Etwa 300 Kinder nehmen täglich an den Programmen von „Peace and Sport“ teil. Rund 2000 sind bisher damit in Kontakt gekommen. Das ist zwar wenig im Vergleich zur Zahl der Bewohner, aber prägend für jedes Kind.



Sport soll den vielen Flüchtlingskindern in Zaatari Hoffnung geben

## GUTE SICHT VOM BERG

**Sport und Integration ist mittlerweile ein vertrautes Paar in der Schweiz, auch wenn das Nachbarland über kein zentral geführtes Programm verfügt.**

**Text:** Johannes Kirchmeier

hren Ausgang hat die deutsche Nachbarschaftshilfe in puncto „Integration durch Sport“ (IdS) im Uno-Jahr des Sports genommen. Das wurde, etwas eingeklemmt, zusammen mit dem Uno-Jahr der Physik und dem der Kleinstkredite im Jahr 2005 begangen. Damals entstand in der Schweiz die Idee, Integration durch den Sport zu befördern. Ab 2009 mehrten sich schließlich die Ausflüge

von Magglingen nach Frankfurt am Main, genauer zum Dachverband des deutschen Sports, oder noch genauer: zum Bundesprogramm „Integration durch Sport“. „Es ist sicher so, dass wir uns von IdS inspirieren ließen und auf gewisse Grundlagen aufgebaut haben“, sagt Matthias Grabherr, Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesamt für Sport (Baspo) in Magglingen.

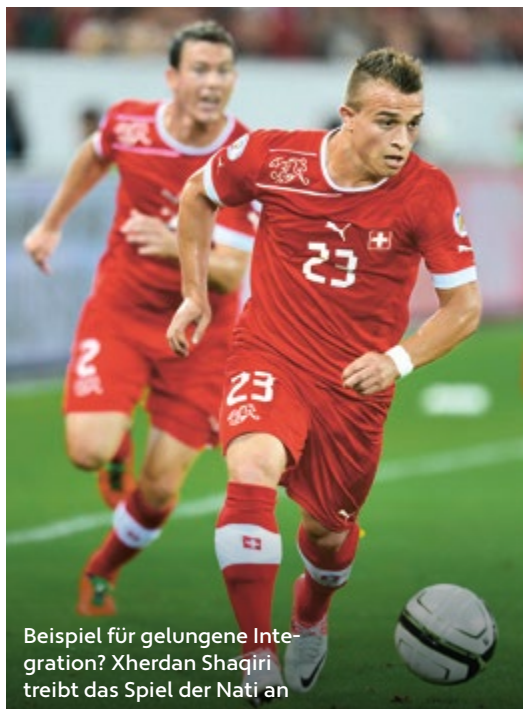
Von Beginn an war er Mitglied im Kompetenzzentrum Integration durch Sport. Bis heute beschäftigt ihn das Thema, nach Umstrukturierungen gehört er der Fachstelle Integration und Prävention am Baspo an. Einen Grund, wieso die Schweiz über kein Bundesprogramm verfügt, sieht er in ihrer besonderen föderalistischen Struktur begründet. Jeder Kanton hat eigene Anlaufstellen für Menschen mit Migrationshintergrund. Und diese kommen aus anderen Regionen als hierzulande: Die größten Gruppen stammen aus Italien und Deutschland, zudem gibt es viele Nordeuropäer und Menschen vom Balkan. Insgesamt sind es weniger Flüchtlinge.

Rund 37 Prozent der Schweizer Einwohner haben einen Migrationshintergrund. Die schiere Zahl führte zur Initiative „Gegen Masseneinwanderung“ 2014, die einerseits ein großes Echo bekam, andererseits bis heute umstritten ist. Mehrmals

warb die rechtspopulistische Partei SVP mit einem Bild, auf dem weiße Schafe mit ihren Hinterbeinen schwarze Schafe aus dem Land kicken. Keine Frage, dass das Grabherrs integrativem Anliegen widerspricht: „Das Bundesamt für Sport empfiehlt den Vereinen, grundsätzlich offen zu sein für jedermann und jedefrau.“

Mittlerweile liegt in rund einem Drittel der Schweizer Vereine der Anteil der Migranten bei über 10 Prozent. Doch obwohl der „Sport alle Sprachen spricht“, ist die Sprache öfter als erwartet eine Barriere auf dem Weg in den organisierten Sport. Geändert werden soll das mit dem Programm „Bewegung ist Leben“, das der Jugend in zehn verschiedenen Sprachen Sport nahebringt.

Grabherr hat zudem den Leitfaden „Kulturelle Vielfalt im Sportverein. Gemeinsam trainieren – zusammen leben“ mitentwickelt. „Der gibt Anregungen, um im Training konstruktiv mit kultureller Vielfalt umzugehen“, sagt Grabherr, der auch durch persönliche Gespräche hilft: Weil einmal eine große Gruppe Asylsuchender in einen Dorfverein eintrat, traten andere aus. Er wurde zurate gezogen und konnte die Situation nach einer Aussprache klären. Grabherr erinnert zudem an eine andere Facette des Themas „Integration durch Sport“: „Man muss schauen, dass Vielfalt in den Verein kommt. Sonst besteht die Gefahr, dass man irgendwann ausstirbt.“ Schließlich hätte die Schweiz ohne Migranten in einigen Sportarten Nachwuchsprobleme – ein Thema, das auch in Deutschland nicht unbekannt ist.



Beispiel für gelungene Integration? Xherdan Shaqiri treibt das Spiel der Nati an

Und nicht nur dieses. Der Fußball zum Beispiel wäre auch im Nachbarland wohl nicht so erfolgreich ohne Migranten. Bei den Welt- und Europameisterschaften 2014 bis 2018 gehörten die Schweizer zu den Mannschaften mit dem höchsten Anteil an Spielern mit Migrationshintergrund. Mehr als die Hälfte der Kicker hatte 2018 ausländische Wurzeln, vor allem in Ex-Jugoslawien. Sie hatten maßgeblichen Anteil daran, dass das Nationalteam (Nati) jeweils ins Achtelfinale vorstieß. Das betonte auch Ottmar Hitzfeld, ehemals Schweizer Trainer: „Die Nati ist wegen der Secondos so gut.“ Secondos werden die Spieler genannt, die in der zweiten Generation in der Schweiz aufgewachsen sind.

Gelungene Integration oder nicht? Der Schweizer Politiker Cédric Wermuth, Nationalrat der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SP),

sieht das differenziert und sagte dazu gegenüber dem Magazin „Vice“: Der Einstieg ins Berufsleben falle Migranten aus Ex-Jugoslawien auffallend schwerer als anderen Nationalitäten, was die Folge einer Diskriminierung ist. „Wenn Secondos dann im Fußball erfolgreich sind, geht es oft auch um ihre Migrationsgeschichte, die man als erfolgreich darstellt. Das darf man als Integrationserfolg aber nicht überbewerten, denn es ist vielmehr eine Kehrseite von gescheiterter Integration.“



# SHUT UP AND DRIBBLE!

**Wie funktioniert Integration und Sport in den USA, einem Land, das so gespalten zu sein scheint wie niemals zuvor? Über das Geld, ist eine Antwort. Aber nicht die einzige. Eindrücke aus der neuen Welt.**

**Text:** Jürgen Schmieder

**E**s geht beim Sport immer auch ums Gewinnen, und bei den Profis oftmals um sehr viel Geld. So wählte Leo Durocher am 15. April 1947 deutliche Worte bei seiner Ansprache. Ein paar hellhäutige Spieler wollten streiken, weil die Brooklyn Dodgers den Afroamerikaner Jackie Robinson in den Kader berufen hatten, also sagte der Manager des Baseballvereins: „Es ist mir völlig egal, ob dieser Typ schwarz oder gelb ist oder Streifen hat wie ein verdammtes Zebra. Er kann uns alle reich machen. Wer dieses Geld nicht braucht, der darf mir gerne Bescheid sagen.“ Zwei Jahre nach dem Beginn des „edlen Experiments“, wie es aufgrund seiner nachhaltigen Wirkung auf die amerikanische Gesellschaft mittlerweile genannt wird, wurde Robinson zum wertvollsten Spieler der Liga gewählt, 1955 gewann er mit den Dodgers die Meisterschaft, bis heute darf niemand in der Profiligena MLB seine Rückennummer 42 tragen.

Sport ist bedeutsam in den Vereinigten Staaten, mehr noch als in Europa. Und immer wieder geht es dabei um Rassismus: ob beim muslimischen Boxer Muhammad Ali („Kein Vietcong hat mich jemals Nigger genannt“), bei den afroamerikanischen Leichtathleten Tommy Smith und John Carlos (sie erhoben ihre Fäuste bei den Olympischen Spielen 1968) oder beim schwarzen Footballspieler Colin Kaepernick, der 2016 während der Nationalhymne vor den Spielen kniete und deshalb von US-Präsident Donald Trump beschimpft wurde. Und es führt unweigerlich zur Frage: Wie ist es ums Thema Integration und Sport bestellt, in diesem derzeit so gespaltenen Land.

Es existiert kein Vereinssystem wie zum Beispiel in Deutschland, das ein weitreichendes und eng gestricktes soziales Netzwerk böte. Was es gibt: landesweite Jugendsportorganisationen wie etwa Little League (Baseball), AYF (American Football), AAU (Basketball), USAGym (Turnen) und AYSO (Fußball). „Es gibt einige Aspekte, die dazu führen, dass diese Organisationen zur

Integration beitragen“, sagt Molly Jolls, die als ehrenamtliche Helferin die Jugendfußballligen in Südkalifornien leitet. Es gibt keine festen Vereine oder Mannschaften, vor jeder Saison stellen die Trainer die Teams neu zusammen – bei einem sogenannten Draft, bei dem nacheinander Spieler gewählt werden. „Es ist nicht möglich, ein Superteam zu kreieren. Zumindest auf dem Papier sollen die Mannschaften einigermaßen ausgeglichen sein“, sagt Jolls: „Die Eltern helfen als Trainer, sie bringen Getränke oder Snacks – was dazu führt, dass man sich bereits nach wenigen Spielen kennt.“

Auf diese Weise hätten Zugezogene sogleich Kontakt zu Einheimischen und würden schneller ins soziale Leben einer Stadt integriert. „Jeder Spieler bekommt genügend Spielzeit, das ist im Reglement festgelegt“, sagt Jolls: „Es geht nicht um Meisterschaften und Trophäen, sondern darum, Kinder an eine Sportart heranzuführen – und um soziale Aspekte. Das führt dann zu einer stärkeren Integration von Kindern und Eltern.“

Es führt auch dazu, dass Leute gemeinsam am Spielfeldrand stehen, die ansonsten nicht besonders viel miteinander zu tun hätten: die amerikanische Bürgermeisterin, der mexikanische Mechaniker, die Anwältin aus Kolumbien, der Handwerker aus Kanada und der Journalist aus Deutschland. Sie sprechen über die sportlichen Leistungen ihrer Kinder, gewiss, sie sprechen aber auch über die Stadt, in der sie leben. Über das Land und diesen Präsidenten, der an der südlichen Grenze unbedingt eine Mauer errichten will. Über das Universum und den ganzen Rest. Ist Integration nicht dann gelungen, wenn die Leute miteinander reden?

Irgendwann geht es freilich ums Gewinnen. In den USA sowieso, das sagt selbst dieser Präsident ständig – nur hat das in diesem Land tatsächlich zur Integration beigetragen. Wer gewinnen will, kann es sich nicht leisten, auf die besten Sportler zu verzichten. Das führte nicht nur zu diesem „edlen“ Experiment im Profibaseball (bei dem Leute, die sich weigerten, mit Schwarzen die gleiche Toilette zu benutzen, dafür bezahlten, diesen afroamerikanischen Sportler im Stadion erleben

zu dürfen), sondern dazu, dass sich die Leute für den Boxer Joe Louis, den Tennisspieler Arthur Ashe oder, in der Gegenwart, für den dominikanischen Baseballspieler Bartolo Colon oder den deutschen Basketballspieler Dirk Nowitzki begeistern. Der Sport hat auch dazu beigetragen, dass Highschools und Universitäten nicht mehr nur hellhäutige Studenten zulassen; schließlich sollen die Teams möglichst oft siegen.

Das bedeutet nicht, dass Integration und Gleichberechtigung reibungslos funktionieren. Als sich der afroamerikanische Basketballspieler LeBron James kürzlich zu politischen und gesellschaftlichen Themen äußerte, da empfahl ihm Laura Ingraham, Moderatorin beim rechtspopulistischen Nachrichtensender FoxNews: „Shut up and dribble!“ Frei übersetzt: Halt's Maul und spiel Basketball! Die Aussage wurde allerdings zum Eigentümer für Ingraham, während sich das gesellschaftliche Profil von James schärfte. Und es führte zu einer dreiteiligen Dokumentarserie über Sport und Integration in den USA. Titel: „Shut up and dribble!“



Geste gegen den Rassismus: Colin Kaepernick (7) kniet vor dem Spiel

# DER NORDEN WEIST DEN WEG

**In Schweden wird Zuwanderung als Chance begriffen, Gesellschaft und Vereinsstrukturen weiterzuentwickeln.**

**Text:** Frederike Saalbach

**E**s ist nicht ganz leicht, sich als Ausländer in Luleå mit Schweden vertraut zu machen. Nicht nur, weil es sich um ein fremdes Land mit fremder Kultur und Sprache handelt, auch die geografischen und klimatischen Begleitumstände erschweren die Annäherung. Luleå liegt rund 100 Kilometer südlich des Polarkreises, im Winterhalbjahr herrscht große Dunkelheit und die Temperaturen betragen bis zu minus 30 Grad. „Das ist gewöhnungsbedürftig“, sagt Niklas Grau. Der 35-jährige Deutsche spricht aus Erfahrung. Als Berater und Entwicklungshelfer in Sachen Sport kennt er Länder wie Südafrika, Kenia, Äthiopien und Jordanien, nun lebt Niklas Grau in der 80.000-Einwohner-Provinzmetropole Luleå und hat drei lange, dunkle und kalte Winter durchschritten. Im Kontrast dazu steht sein Job im Integrationsteam des Regionalverbandes Norrbotten, der dem Reichsverband untergliedert ist – dem schwedischen Pendant der deutschen Dachorganisation DOSB: Er strahlt hell und ist wegweisend. Überhaupt existieren in Luleå jenseits des Klimas gute Voraussetzungen für Neuankömmlinge, wie in Schweden Asylsuchende mit Aufenthaltsgenehmigung bezeichnet werden. Der Erz- und Eisenabbau, aber auch die Wasser- und Holzindustrie sorgen dafür, dass ausreichend Arbeitsplätze vorhanden sind. Und die Regierung hilft bei der Wohnungssuche, finanziert oder teilfinanziert die Miete bis zu zwei Jahre lang. Zuwanderung, so wird das in Schweden gesehen, ist eine Chance, dem Bevölkerungsschwund in den Regionen entgegenzuwirken. Und sich als Gesellschaft zu entwickeln. Der Reichsverband hat eine „Strategie 2025“ aufgestellt, mit der der Sport in Schweden fit für die Zukunft gemacht werden soll. Der Breitensport wohlgerneht. Die Organisation ex-



poniert sich, möchte Diskussionen anstoßen, soziale Prozesse mitgestalten; ob bei der Gleichbehandlung der Geschlechter, der Toleranz gegenüber homosexuellen Lebensformen oder der Frage, wie man ältere Menschen über den Sport stärker an das Alltagsleben anbinden kann. Deutlich wird: Als Motor einer gesellschaftlichen Modernisierung ragt der organisierte Sport erkennbar heraus. Niklas Grau sagt: „In vielen Bereichen ist Schweden 20 Jahre gegenüber Deutschland voraus.“

Natürlich finden sich auch in Skandinavien Grautöne, sobald die hehren Ambitionen mit herkömmlichen Vorstellungen kollidieren. Niklas Grau: „Wenn ich zum Beispiel einem 17-jährigen Jungen etwas über Geschlechtergleichstellung erzähle, schaut der nur verwundert und sagt: Ich spiele Fußball und das klappt gut, auch ohne Mädels.“

Es wird viel bewegt im schwedischen Sport und das Thema Integration spielt dabei im Rahmen der 2025er-Verbandstrategie eine zentrale Rolle – besonders bei der Entwicklung der Vereine, die in Schweden wie in Deutschland das Rückgrat des organisierten Sports bilden. „Viele Mittel, viele Projekte, viel Unterstützung“, bringt Niklas Grau diese Wertschätzung auf den Punkt. „Wie machen wir Trainer stärker und wie können wir auf die Mannschaft einwirken, um die Neuen willkommen zu heißen und zu integrieren, wie arbeiten wir mit der Vereinsführung zusammen, um den Sport besser zu organisieren?“

Das sei wichtig, erklärt Grau: „Wir haben die Erfahrungen gemacht, dass die Einwanderer weniger Sportpraxis haben, aus verschiedenen Gründen. Selbst wenn wir sie überzeugen können

mitzumachen, ist das Niveau für sie viel zu hoch, sogar in den untersten Ligen. Wir brauchen mehr Spontansport.“ Spontansport ist so ein Stichwort, das Niklas Grau öfter benutzt; hier kreuzen sich das Thema Integration und ein wichtiges Ziel der ganzheitlichen Verbandsstrategie: Neuen Sinn im Training und ein neues Verständnis von Wettkampf zu schaffen; wegzukommen vom starren Wettkampfgedanken und dem klassischen

Sportkalender mit dreimal Training die Woche. „Gerade die Jugendlichen fühlen sich davon abgeschreckt und verlassen mit zehn, elf Jahren die Vereine“, sagt Grau.

Man kann sagen, in Schweden wird Sport neu gedacht. Allein beim Norrbottener Verband sind fünf Personen dafür angestellt, um Ideen in die Vereine zu tragen, sie zu unterstützen: bei der Trainerausbildung, der Analyse und Optimierung von Vereinsabläufen oder der Vermittlung von Experten. Maßnahmen, die auch dazu beitragen, Neuankömmlingen aus aller Welt den Zugang zum Sport zu erleichtern. Mit ersten sichtbaren Erfolgen: Bei den letzten Barentsee-Spielen zwischen Norwegen, Schweden, Finnland und Russland gewann das schwedische Volleyballteam, das bis auf eine Ausnahme nur aus Spielern mit ausländischen Wurzeln bestand. „Das war ein tolles, buntes Bild. Die Freude war groß“, sagt Niklas Grau.

# WENN ALLE ZU DRACHEN WERDEN

**Sportinitiativen sind auf der iberischen Halbinsel vor allem eine private Sache – und eine der großen Fußballklubs.**

**Text:** Reiner Wandler

**W**er im Madrider Kultur- und Sportministerium nach Integrationsprojekten fragt, bekommt eine dürre, nichtssagende Antwort: „Spanien richtet sich in dieser Angelegenheit nach einem Dokument, das vom Ministerrat der Europäischen Union genehmigt und am 15.07.2017 im Amtsblatt veröffentlicht wurde.“ Der folgende Rest ist so unverständlich,

dass er an dieser Stelle ausgespart bleibt, nur so viel: Wer sich freiwillig engagiert für dieses Thema, kann eventuell mit einer Unterstützung rechnen. Es ist also vor allem die Zivilgesellschaft gefragt, um die Integrationsarbeit zu erbringen, die die Politik nicht leisten kann – oder will.

Sport, das zur Erklärung, ist in Spanien in erster Linie Fußball. Der wohl bekannteste Klub, der sich Integration von Flüchtlingen und Immigranten

verschrieben hat, ist „Alma de África“ – „Seele Afrikas“ – im südspanischen Jerez. „Bei uns spielen Menschen aus über 30 Nationen“, sagt der Vorsitzende Alejandro Benítez.

Die Idee entstand zufällig. Immigranten aus dem Afrika südlich der Sahara und dem Maghreb kickten jedes Wochenende am Stadtrand. Es kam häufig zu Diskussionen. Ein Schiedsrichter musste her. Benítez, seit vielen Jahren Jugendtrainer, griff zur Pfeife. 2014 entstand dann Alma de África. Mittlerweile gehört der Klub dem Fußballverband an und macht dank der Erfolge der ethnisch sehr gemischten Mannschaft spanienweit von sich reden. Die meisten Spieler leben ohne Papiere im Land. Sie kamen in kleinen Booten über das Mittelmeer oder überwandern den Grenzzaun in den nordafrikanischen Exklaven Ceuta und Melilla. Der Artikel 14 der

UN-Menschenrechtscharta – „Jeder hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen“ – prangt statt Werbung auf den Trikots von Alma de África.

„Der Klub ersetzt für viele die Familie. Wohnung, Arbeit, Behörden, sie helfen sich gegenseitig“, sagt Benítez. Unterstützung seitens der Politik gebe es so gut wie keine, denn das Thema Einwanderung polarisiere. 2018 kamen 43.467 Geflüchtete in Südspanien an, fast dreimal so viel wie ein Jahr zuvor.

Wer überhaupt Unterstützung genießt, bekommt sie von Gemeinden und vor allem von den Stiftungen der Fußballklubs der Primera División, der ersten spanischen Liga. „Atlético Madrid schickt uns Trainer sowie Sportkleidung. Zusammen mit der Stadtverwaltung richteten sie unseren Platz mit Kunstrasen her“, sagt Jorge Bolaños, der Vorsitzende der „Dragones“ – „Drachen“ – im Madrider Altstadtbezirk Lavapiés.

Hier kicken Mädchen und Jungen aus mehr als 30 verschiedenen Ländern. „Fußball schafft Gemeinschaft. Wo immer sie auch herkommen, jetzt sind sie Dragones“, sagt Bolaños, der lieber von „einbeziehen“ statt von „integrieren“ spricht. Den Dragones gehe es darum, allen, egal woher, ob Jungs oder Mädchen, ob Menschen mit Handicap zur gleichberechtigten Teilnahme zu verhelfen. Bolaños, der selbst sehbehindert ist, vertritt den Klub bei nationalen Treffen mit Gleichgesinnten und in internationalen Netzwerken, wie FARE (Fußball gegen Rassismus in Europa).

Abseits des Fußballs gibt es nur wenige Integrationsprojekte. Die Spanische Kommission für Flüchtlingshilfe (CEAR)

kooperiert mit dem Spanischen Olympischen Komitee geschlossen, um Flüchtlingen das Training zu ermöglichen. „Wir wollen, dass Menschen, die zur Flucht gezwungen wurden, ihr Leben wieder aufbauen und größtmögliches Wohlbefinden genießen können. Sport ist ein grundlegendes Instrument, um dies zu erreichen“, sagt CEAR-Präsident Carlos Berzosa.

Eine gute Idee, jedoch nur für wenige Menschen.

Etwas weiterführend ist da das Leichtathletikprojekt „Superacció“ – ein Wortspiel aus „Superaktion“ und „Überwindung“ – der Stadtverwaltung in Barcelona. „Im Sport lassen sich so wichtige Kompetenzen wie Sprache, Zusammenleben, Gruppendynamik und Mannschaftsgeist erwerben“, sagt der Pädagogikprofessor und Bildungsbeauftragte der Stadt, Miguel Essomba.

„Superacció“ richtet sich an junge Einwanderer mit schwerwiegenden Integrationsproblemen. Es ist ein Ausnahmeprogramm. Denn wie Dragones-Präsident Bolaños redet auch Essomba lieber von „einbeziehen“ statt „integrieren“. „Wir fördern vor allem Programme, die sich an alle Menschen in Barcelona gleichermaßen richten, egal woher sie kommen oder was sie sind.“



Viel Beton, aber immerhin Kunstrasen: Hilfsprojekt von Atlético Madrid



# ALLES AUF DEM SPIELFELD

Von Ilija Trojanow

Im Herbst Cricket, im Frühjahr Hockey, im Sommer Rugby.  
Am Vormittag Unterricht, am Nachmittag Sport.  
Das ganze Jahr über Tennis.  
Am Sonntag Wettkampf.  
In den Ferien Turniere.

Aber es war kein wirklicher Herbst und kein wirkliches Frühjahr und auch nicht Sommer. Wie die Sportarten waren auch die Jahreszeiten importiert worden, aus dem englischen Mutterland, irgendwann im kolonialen Jahr 1929 oder 1931.

Es gab kalte Morgen und warme Vormittage und heiße Nachmittage, es gab eine lange Trockenzeit, es gab eine kurze Regenzeit, es gab Tage, an denen der Platz, ob für Cricket, Hockey oder Rugby, zu matschig war oder gar überflutet. Dann liefen wir durch den Bundu (den Busch), sprangen in das eisige (so kam es mir damals vor) Schwimmbekken, mussten Länge um Länge schwimmen, einen ganzen Kilometer weit, so lautete die unbeugsame Vorgabe bei schlechtem Wetter. Danach liefen wir bibbernd zur Dusche. Garstige Meter einer unvermeidlichen Selbstüberwindung. An solchen Abenden war der graue Pullover selbst am Äquator von dringlicher Notwendigkeit. Grau war die dominante Farbe unserer Schuluniform, Bordeauxrot die Schmuckfarbe. Aus der Ferne sahen wir alle gleich aus. Die Uniformen für die Sportarten unterschieden sich hingegen: Tennis selbstverständlich in reinem Weiß. Rugby in einer Farbe, die sich der rötlich braunen Erde anpasste. Hockey in Türkis. Sport war bunt.

Im Korridor neben dem Eingang zum Hauptgebäude hingen vier Listen: die vier Häuser Oryx, Bongo, Kudu und Eland. Vier seltene Antilopenarten (es gibt sehr wenige Menschen, die alle vier in freier Wildbahn gesehen haben). Oryx ist ohne jeglichen Zweifel das schönste Tier auf Erden – ich war Mitglied des Oryx-Hauses. Jeder Schüler war einem der vier Häuser zugeteilt – nach welchem Prinzip, entzieht sich meiner Kenntnis, aber wenn es Zufall gewesen sein sollte, so war bemerkenswert, wie schnell wir diesen Zufall umarmten; auch ohne besondere Erklärung war jedem Neankömmling klar, dass er alles für sein Haus zu geben hatte, damit dieses besser abschnitt als die anderen Häuser. Innerhalb weniger Wochen nach meiner Ankunft als verängstigter und desorientierter Neuling war ich ein feurig entflammter Oryx-Patriot. Für jede gute schulische oder sportliche Leistung erhielten die Schüler (spätestens jetzt sollte ich vermerken, dass Kenton College ein reines Jungeninternat war) einen, zwei oder drei Sterne, die in



Foto: Privat



Großer Sieg, kleiner Pokal:  
Ilija Trojanow mit seiner  
Mutter nach dem Sieg bei  
den Kenya Open Cham-  
pionship im Tennis, in der  
Kategorie 10 years & under



## Ilija Trojanow

die Listen eingetragen wurden, für alle einzusehen, sodass jeder wusste, welches Haus in Führung lag, aber auch welchen Anteil welcher Schüler an diesem Erfolg trug (am Ende des Schuljahres wurde abgerechnet, und es gehört zu den großen Erfolgen meines Lebens, dass ich 1976 zusammen mit vierzig oder fünfzig anderen den Sieg für Oryx errungen habe). Selbst für das häufige Ausleihen von Büchern aus der Schulbibliothek gab es Sterne. Einmal im Monat. Ich war auf drei Sterne abonniert. Zusammen mit Nganga, einem Jungen aus Sambia, dessen Vornamen ich leider vergessen habe, wahrscheinlich weil wir mit Nachnamen angesprochen wurden.

Gelegentlich verließen wir unser weiträumiges Internatsareal und fuhren zum Kräftenessen in eine andere Schule. Diese hieß Pembroke oder Banda oder Hillcrest. Wir spielten gegeneinander, mit entschiedener Verbissenheit, unser Stolz nun anders definiert, nicht mehr einem der Häuser zugehörig, sondern gänzlich der Schule. Wir vertraten Kenton College und die Jungs von Kenton College waren die besten. Selbst wenn wir verloren, was selten geschah, waren wir besser. Noch viele Jahre später habe ich nur halb scherzhaft Streitgespräche geführt mit Absolventen anderer Schulen, die mich mit der Behauptung auf die Palme brachten, Banda habe Kenton stets den Hintern versohlt (oder so ähnlich). Am nächsten Tag wurde im Rahmen der morgendlichen Zusammenkunft, dem Assembly, nach dem Singen der Hymnen und dem Vorlesen einer ausgewählten Bibelstelle auch der Spielbericht vorgetragen, eine kurze, allein den Fakten verpflichtete Chronik unseres „Drei-Tore-Siegs“ in Banda, unserer knappen Niederlage (two wickets) in Hillcrest. Manchmal wurde am Wochenende ein Turnier veranstaltet, Schulmannschaften aus aller Welt, so kam es mir vor, lungerten auf unserem Gelände herum, wir stolzierten an den Gästen vorbei – das hier ist unser Heim, unser Spielfeld –, es war kühl im Schatten und lecker am Buffet, wo ausnahmsweise Shortbread angeboten wurde, zusammen mit dem obligaten Tee, und wir unsere Sporttrikots missbrauchten, um möglichst viel Shortbread, eine Delikatesse sondergleichen in Zeiten des täglichen Porridge, zu raffen, zu verstecken, beiseitezuschaffen.

Sport, falls dies noch nicht klar geworden ist, war wichtig, extrem wichtig. Unterricht auch, aber Sport wurde dramatischer inszeniert, intensiver gefeiert. Und auf dem Spielfeld spielte die Herkunft eine noch geringere Rolle als im Klassenzimmer. Da der Unterrichtsstoff direkt aus den Homecountys nach Kenia exportiert worden war, fremdelten wir alle mit East Anglia, Robert the Bruce oder „The War of the Worlds“.

Wir stammten aus zwei Dutzend Nationen, wir waren Afrikaner, Asiaten, Europäer, die Mehrheit Kenianer, darunter Kikuyu und Kalenjin und Kamba, wir waren Gujarati und Sikh (Banyani genannt, weil viele indische Einwanderer der Händlerkaste Bania angehörten), wir stammten aus England oder Großbritannien (Kenya Cowboys genannt). Dass die anderen Schüler aus so vielen verschiedenen Ländern kamen, war keinem von uns bewusst, bis der Rektor, Headmaster Stagg, eines Tages

mich und einen Jungen mit griechischen Eltern aus dem Klassenzimmer holte, für ein gestelltes Gruppenbild, das inszeniert wurde (stolze Lehrer rahmen leicht verblüffte Kinder ein), um stolz die kulturelle Vielfalt von Kenton College zu zeigen. Ich bewahrte einen Abzug dieses Fotos auf, bevor dieser einem Umzug zum Opfer fiel, ich habe ihn gelegentlich in die Hand genommen: Wir sahen keineswegs so unterschiedlich aus, wie die Bildunterschrift „Schüler aus 23 Ländern“ behauptete. Wir waren unterschiedlich hell oder dunkel, aber auch das war weniger ausgeprägt, als man meinen könnte, denn der Nachmittag unter herrschsüchtiger Sonne hatte die Haut der Europäer so sehr gebräunt, dass ich mich von meinem äthiopischen Freund farblich zumindest kaum mehr unterschied.

Ich kann mich an keinen einzigen Vorfall in den vier Jahren, die ich dort verbracht habe, erinnern, bei dem die Herkunft eines Schülers von zentraler Bedeutung war, an eine Konfrontation, eine Beleidigung, eine Beschimpfung. Wir rauften und wurden dafür hart bestraft (Schläge auf das Hinterteil mit einem Bambusstock), aber es war nicht wegen der Hautfarbe oder des Glaubens. Kein einziges Mal.

Aufgrund der Vielzahl und Vielfalt der angebotenen Sportarten hatte jeder Schüler die Chance, seine verborgenen Talente zu entdecken. Nur sehr wenige waren in allen Disziplinen gut, aber es gab kaum jemanden, der nicht in einer Sportart wenigstens bescheidene Fähigkeiten an den Nachmittag gelegt hätte.

Nehmen wir meinen Fall als Beispiel. Ich war im Cricket ein Versager, weil ich das Outfield als einladende Fläche zum Tagträumen verstand, der Tatsache angemessen, dass der Ball nur jede halbe Stunde in meine Richtung flog, aber wenn dies geschah, wurde zu meiner Verwunderung von mir erwartet, hellwach auf Posten zu sein und gegebenenfalls mit einem Sprung den Ball zu stoppen oder gar zu fangen. Stattdessen alarmierten mich erst die Schreie der Mitspieler über meinen Einsatz, stets zu spät – mir blieb nichts anderes übrig, als dem roten Ball hinterherzuschauen, wie er zur Begrenzung des ovalen Spielfeldes rollte (was dummerweise vier Runs, also Punkte bedeutet, satte Ausbeute meiner Unaufmerksamkeit).

**Ich kann mich an keinen einzigen Vorfall in den vier Jahren, die ich dort verbracht habe, erinnern, bei dem die Herkunft eines Schülers von zentraler Bedeutung war**





**„Für die Dauer einer Dusche zum Helden“: Fürs Feld, sagt Ilija Trojanow, sei er nicht gut genug gewesen, aber als Torhüter wegen seines Mutes ganz brauchbar**

Beim Feldhockey war ich eine Niete, frei von der nötigen Geschicklichkeit, mit dem krummen, widerborstigen Stock umzugehen, aber aufgrund meines Mutes erwies ich mich als brauchbarer Torhüter (wie beim Eishockey wird der Tormann aus allen Winkeln schwer beschossen und wer Angst vor dem Ball hat, vor allem vor den Schmerzen, die sich unweigerlich einstellen, so sehr man gepolstert ist, der taugt für diese Position nicht). Und als Torwart rettete ich einmal die Situation, indem ich mich wagemutig, und ohne nachzudenken, den geschwungenen Schlägern zweier auf mich zustürzender Stürmer entgegenstellte. Danach war ich für die Dauer einer Dusche der Held.

Beim Rugby war ich wegen meiner schweren – und damals leicht zerbrechlichen – Brille in einem derart eklatanten Nachteil, dass ich die Aufgabe erhielt, den Spielern Wasser („Wasserträger“ im wahrsten Sinne des Wortes) zu reichen. Es störte mich nicht im Geringsten, denn als Kompensation, zu jeder Jahreszeit, wenn es nicht regnete, gab es Tennistraining, zwei Mal die Woche. Mir machte das Versagen im Cricket und Rugby nichts aus, weil es Tennis gab, und beim Tennis war ich nicht nur Mitglied der Schulmannschaft, ich habe sogar die „Nairobi Open U-10“ gewonnen, mit einem 6:1, 6:1 Finalsieg. Meine zuverlässige Vorhand und mein bissiger Rückhandslice zwangen die Gegenspieler, aggressiv zu sein, Winner zu schlagen, ich hingegen retournierte, bis ihnen ein Fehler unterlief. Ich war ein Verteidigungsspieler, der jedem Ball hinterherjagte, der nie aufgab, sodass einige Male mir die ruhmreiche Aufgabe zufiel, beim allmorgendlichen Assembly den Spielbericht vorzulesen, unter anderem die nüchtern formulierte Nachricht, dass die Tennismannschaft von Kenton College die kenianische Schulmeisterschaft gewonnen hatte. So sehr identifizierte ich mich mit meiner Rolle als Tennisspieler, ich lernte als Einziger die Regeln und wurde bei Turnieren gebeten, als Schiedsrichter zu fungieren (nach meinen eigenen Matches; einmal sogar bei einem Spiel zwischen zwei älteren

Mädchen, was mich überaus nervös machte), weil ich sogar wusste, was ein Fußfehler ist.

Die meisten von uns bewohnten Oasen des sportlichen Erfolgs. Abgesehen von Hemmings, der später in der englischen Hockey-Jugendnationalmannschaft spielen sollte, gab es keinen einzigen Schüler, der für jede der Schulauswahlen aufgestellt wurde. Mein Freund Sachu etwa war groß und ungelenkt, aber wenn er mit einem Kricketschläger in den Händen vor dem Wicket stand, traf er so gut wie jeden Ball, weswegen alle aufstöhnten, wenn er beim „Batten“ an der Reihe war, denn wir wussten, dass an diesem Tag niemand sonst drankommen würde. Seine ihm eigene Lethargie ließ ihn geduldig jeden scharfen, gefährlichen Ball abblocken, bis ein zu kurzer oder langsamer Ball auf ihn zuflog, den er wie eine lästige Fliege wegscheuchte. Einmal musste ich den Ball von der Terrasse des Hauptgebäudes holen. Sachu war hochgradig spezialisiert auf diese eine Tätigkeit. Ansonsten hatte er einen deftigen Sinn für Humor.

Die Verjee-Brüder hingegen waren klein und schwächling, aber sie konnten den Ball spinnen, also einen Effekt geben, und dadurch jeden Batsman erniedrigen. Es dauert beim Cricket einige Minuten, sich bereit zu machen, sich die verschiedenen Polster umzuschlagen, den langen Weg zum Wicket zu gehen wie ein Nashorn. Dann muss man sich erst einmal einrichten, indem man im Sand einen Strich zieht, um genau zu wissen, wo sich hinter einem das Wicket befindet. Kaum ist man bereit für den ersten Ball, läuft einer der beiden Verjees an, der Ball fliegt wie eine besoffene Wespe, springt vor einem auf, flattert um einen herum, der Schläger platscht ins Leere und schon ist der eklige Klang auseinanderfliegender Hölzer und

der Schrei „clean bowled“ zu hören und der bloßgestellte Batsman macht sich mit tief gesenktem Kopf vom Feld. Nie habe ich auch nur einen einzigen Run gegen einen der beiden Verjees erzielt, meist war ich „out for a duck“, wie es auf Englisch heißt, die „Ente“ ein Euphemismus für Null, Zero, Nichts.

Darnborough, ein richtiger Kenya Cowboy, dessen Eltern irgendwo in Kisii oder Kericho Farmer waren, konnte schwimmen wie ein Fisch, er beherrschte sogar die Delfintechnik, mit einer beneidenswerten Eleganz. Darnborough, der später Manager in einem Küstenhotel wurde, fiel im Unterricht nie auf, dafür umso mehr im Schwimmbassin. Bocresian Haile, mein äthiopischer Freund, war ein in jeder Ballsportart eleganter Flügelflitzer, er war spezialisiert auf den schnellen Lauf entlang der Linie, ob mit Schläger oder eiförmigem Ball spielte keine Rolle, es war (fast) unmöglich, ihn zu erwischen. Und wenn er fast die Eckfahne erreicht hatte, hob er seinen Hockeyschläger wie zum drohenden Gruß und drosch den harten Ball vors Tor, wo nicht selten irgendjemand das Geschoss ablenkte, ins Tor.

Die kenianischen Schüler, mit Namen wie Moi (einer der Söhne des späteren Diktators), Kiplagat oder Kimutai, rannten uns beim Crosslauf im Regen auf und davon – das kennt man inzwischen von Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen. Wir Nachzügler holten sie dann im Schwimmbassin ein, sodass wir etwa zur selben Zeit zitternd zur Dusche eilten. Und „Leseratte“ Nganga, der tatsächlich als Einziger sportlich universell unbegabt war, erwies sich als begnadeter Schachspieler (auch dafür gab es Punkte, ich vermute, dass Nganga, der für die Kudus am Start war, aufgrund von Buch und Brett mehr Sterne sammelte als manch ein Sportass dieses Hauses). Wegen der so unterschiedlich ausfallenden Begabungen veränderte sich von Trimester zu Trimester, von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Vormittag zu Nachmittag die natürliche Autorität

## **Wegen der unterschiedlichen Begabungen veränderte sich von Trimester zu Trimester, von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Vormittag zu Nachmittag die natürliche Autorität eines jeden von uns**

eines jeden von uns. Ich war in den meisten Fächern gut, am Jahresende der Klassenprimus, sodass der englische Klassenlehrer pikiert zu den anderen sagte: „How can you allow a foreigner to beat you?“ („Wie könnt ihr zulassen, dass ein Ausländer besser ist als ihr?“), wobei er mit Ausländer jemanden bezeichnete, der erst vor Kurzem Englisch gelernt hatte, nicht jemanden mit anderer Nationalität oder Herkunft, denn wir waren wie erwähnt diesbezüglich völlig divers (als ich nach Kenton College kam, verständigte ich mich mit Fehlworten und übertriebenen Gesten). Am Nachmittag aber war ich ein geduldeter Mitläufer, leicht zu übersehen, nicht zu würdigen. So geschah es nicht selten, dass ich aus dem Klassenzimmer stolzierte, weil ich 92 Prozent für einen Aufsatz erhalten hatte, während einige der Mitschüler mit gesenktem Kopf zum



Der Torwart mal ohne Sportdress, während seine Mitspieler trainieren. Im Hintergrund das Hauptgebäude des Internats



Mittagessen schlichen. Eine Stunde später waren die Verhältnisse auf den Kopf gestellt, der amerikanische Schüler, dessen Vater Zoologe in Tsavo East war, war nicht mehr der Produzent eines derart schlechten Textes, dass die rote Farbe der Korrektur sein kritziges Blau völlig einschüchterte, sondern der umsichtige Spielmacher auf dem Hockeyplatz.

Ähnlich verhielt es sich, was Anerkennung betraf. Es gab keine Hierarchie unter den Leistungen. Gewiss, man könnte argumentieren, die Kenntnis der Mathematik sei wichtiger als ein Dropkick, das Beherrschen der Sprache entscheidender als die Wucht des Aufschlags, aber das entsprach nicht der Auffassung jener, die sich dieses System der ausgleichenden Gerechtigkeit einst ausgedacht hatten. Im Rampenlicht der lautstarken Anerkennung stand immer jener, der gerade Ausgezeichnetes geleistet hatte, auf welchem Spielplatz spielte dabei keine Rolle. Und noch unwichtiger waren äußere Faktoren wie Zungenschlag oder Hautfarbe. Nirgendwo auf Erden habe ich seitdem ein System erlebt, das so entschieden meritokratisch war. Und das durchdrungen war von der Überzeugung, dass Sport keine Nebensache ist, aber auch keine Hauptsache, sondern integraler Bestandteil eines wertvollen Lebens der geistigen und körperlichen Bewegung. Nachdem ich vier Jahre auf Kenton College verbracht habe, kann ich mir eine Existenz ohne Sport nicht vorstellen, und auch nicht, dass ich einen Mitmenschen danach beurteile, in welche Tradition oder Region er hineingeboren wurde. Seitdem weiß ich, dass Menschen nur individuell unterschiedlich sind, niemals aber aufgrund einer Gruppenidentität.

Besonderer Moment: Preisverleihung am Ende des Schuljahres – nicht nur für die besten Leistungen, sondern auch für das „beste“ Haus



Fotos: Privat

Auch wenn es keinen wirklichen Herbst und kein wirkliches Frühjahr und auch keinen Sommer gab, wir spielten im Herbst Cricket, im Frühjahr Hockey, im Sommer Rugby. Am Vormittag gab es Unterricht, am Nachmittag Sport. Das ganze Jahr über Tennis.

Und am Sonntag Wettkampf.

Aufschlag.

Ass.

---

### DER AUTOR

**„Für mich ist das Reisen eine Lebensform, ein integraler Bestandteil meines Lebens“, sagt Ilija Trojanow. Unterwegs war der 1965 in Sofia (Bulgarien) geborene Schriftsteller eigentlich immer, hat an vielen Orten gelebt, unter anderem einige Jahre in Mumbai (Indien) und Kapstadt (Südafrika). Seine Jugendzeit verbrachte er in Kenia, in einem Sportinternat in der Hauptstadt Nairobi. Der vielfach prämierte Autor hat eine Reihe von politischen Büchern und Reiseromanen geschrieben. Literarisch gehuldigt hat er dem Sport mit seinem Werk „Meine Olympiade“ – ein vierjähriger Selbstversuch, in dem er alle 80 olympischen Disziplinen ausprobierte. „Im Sport“, sagt Trojanow, „erfährt man sehr viel über den Menschen als Individuum und auch als Gesellschaft.“**

**Für dieses Sondermagazin zum Thema Integration und Sport haben wir den deutschen Schriftsteller bulgarischer Herkunft um seine literarischen Erinnerungen an seine prägende Zeit im Internat in Kenia gebeten. Eine Zeit, in der der Sport eine einzigartige Atmosphäre des gleichberechtigten Zusammenlebens geschaffen hat. Er habe, schreibt Trojanow, später nirgendwo mehr ein System erlebt, „das so durchdrungen war von der Überzeugung, dass Sport keine Nebensache ist, aber auch keine Hauptsache, sondern integraler Bestandteil eines wertvollen Lebens der geistigen und körperlichen Bewegung.“**





für alle

BILD



# EIN WEITER WEG

**Text:** Jan Gerspach

---

**Die Gesetzgebung und das Programm „Integration durch Sport“ – eine Parallelgeschichte über die vergangenen 30 Jahre.**







Symbol der ersten Stunde:  
Die sogenannten Sportmobile halfen,  
„Integration“ ans Ziel zu bringen

**M**an kann es als historischen Schritt bezeichnen: Am 19. Dezember 2018 verabschiedete das Bundeskabinett das Fachkräfteeinwanderungsgesetz, das die Einwanderung von Arbeitskräften aus Nicht-EU-Ländern erleichtern soll. Es ist das erste seiner Art, obwohl der Zuzug von Migrantinnen und Migranten nach Deutschland spätestens seit den Anwerbeabkommen für Gastarbeiter in den 1960er-Jahren die Normalität ist – oder zumindest sein sollte.

Es ist nicht ungewöhnlich, dass die Gesetzgebung den tatsächlichen Entwicklungen „hinterherhinkt“. Parteipolitische Auseinandersetzungen können dafür verantwortlich sein, genauso wie unvorhergesehene Ereignisse. „Integration durch Sport“ schaut 2019 auf 30 Jahre Geschichte zurück. In dieser Zeit haben sich nicht nur die Programmstruktur, die Förderung, das Vereinsleben, die Gesellschaft und insbesondere die Zielgruppe des Programms verändert, auch die Gesetzgebung im Bereich der Zuwanderung hat sich grundlegend gewandelt.

Zwei Begriffe sind dabei zu unterscheiden: Migration und Integration. Während Migrationsgesetze in erster Linie den Zuzug von Ausländern regeln, sei es von Asylbewerbern oder von Arbeitskräften, zielt Integrationspolitik auf den Umgang und

die Aufnahme von Menschen mit nichtdeutschen Wurzeln ab, die entweder temporär oder dauerhaft in Deutschland leben. Das Programm „Integration durch Sport“ ist und war immer mit beiden Phänomenen verknüpft. Doch wie wurde mit beiden Begriffen in Deutschlands jüngster Geschichte umgegangen?

Lange Zeit verstand sich kaum einer der europäischen Staaten als Einwanderungsland. Was Deutschland dabei von den meisten seiner Nachbarn unterschied, war die Vehemenz, mit der man diese Maxime in der politischen und öffentlichen Debatte wiederholte. Noch 1977 schrieb eine Bund-Länder-Kommission: „Die Bundesrepublik Deutschland ist kein Einwanderungsland“.

### **DIE GEBURTSTUNDEN (1989 – 1992)**

Wer die Geschichte von „Integration durch Sport“ verstehen will, muss kurz vor seinem offiziellen Start im August 1989 beginnen. Seit 1985 war die Anzahl der Zuwanderer stetig gestiegen. Deshalb zielte die Politik darauf ab, die Menschen zur Rückkehr in ihre Heimatländer zu bewegen (etwa durch das Rückkehrförderungsgesetz von 1983), während die Gesellschaft in einer Abwehrhaltung verharrte. Erstaunlicherweise gelang es dem damals neuen Innenminister Wolfgang Schäuble innerhalb von



An einem Strang  
ziehen: Erstkontakt  
zwischen ein-  
heimischen und  
Aussiedlerkindern





# EINE KURZE GESCHICHTE DES ANFANGS

**K**ein Büro, kein Telefon, kein Sportmobil: So nüchtern lesen sich in einem Arbeitspapier des Landessportbundes Thüringen die Bedingungen, unter denen die ersten Mitarbeiter 1991 das Projekt „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ begannen. Und Smartphone und Internet? Damals noch Zukunftsmusik, im Osten sowieso. Aber das sind Äußerlichkeiten, was zählte: Einsatz, Wille und Überzeugung der Beteiligten und so tat die anfänglich karge Ausstattung dem Engagement keinen Abbruch. „Wir hatten sehr gute Mitarbeiter, die sich nur um dieses Projekt kümmern konnten“, erzählt Silvia Nitsche-Ziegler, die das Konzept – mit Sport Integration zu befördern – mitentwickelt und dem Bundesprogramm eine Dekade lang als Leiterin vorgestanden hat.

Aus der Taufe gehoben hatten das Projekt zwei Jahre zuvor Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble und Hans Hansen, Präsident des Deutschen Sportbundes (DSB): am 24. August 1989 in der kleinen hessischen Gemeinde Hasselroth – bekannt höchstens Leichtathletikfans, weil es der Heimatort des ehemaligen 400-Meter-Hürden-Weltklasse-Läufers Harald Schmidt ist.

Schnell erweiterte sich der Ansatz von der Kerngruppe der vier Bundesländer Niedersachsen, Hessen, Nordrhein-Westfalen und Westberlin auf die ganze Republik, was ab 1991 den Osten einschloss. Das barg neue Herausforderungen: Zum einen fehlte im Osten die Vereinsstruktur, die für das Bundesprogramm maßgeblich ist. Zudem anderen musste ein neues Sportverständnis etabliert werden; Breitensport hatte in der DDR kaum eine Rolle gespielt.

Text: Jörg Hahn



In den Anfangsmonaten sahen sich Nitsche-Ziegler und ihre Kolleginnen und Kollegen vor allem mit einer Frage konfrontiert: Was können wir überhaupt tun? „Es stellte sich schnell heraus, dass die Aussiedler nicht von allein auf uns zukommen würden. Sie hatten andere Probleme, als sich einen Sportverein zu suchen. Sie brauchten Arbeit und eine Wohnung.“

Also wählte man den umgekehrten Weg und ging mit den Vereinen in die Übergangwohnheime. Sport vor Ort gewissermaßen. DSB-Präsident Hans Hansen sagte damals: „Wir wollen den Übersiedlern einen Ball zuwerfen,

nicht Steine.“ Um die Spiel-, Sport- und Informationsmaterialien ans Ziel zu bringen, waren Fahrzeuge nötig, so entstand die Idee der sogenannten Sportmobile.

„Die Regionalkoordinatoren haben die Vereine ausgesucht und sich zum Teil selbst hinters Steuer geklemmt“, beschreibt Nitsche-Ziegler die wilde Anfangszeit. Das Sportangebot sollte Kontakte zwischen einheimischen und Aussiedlerkindern befördern. Einladungen zu Sportfesten erstreckten sich deshalb auch auf die jeweils lokalen Kindergärten, Schulen und Sportvereine.

Als schwierig erwies es sich anfangs, ehrenamtliche Helfer zu finden, genauso wie die Aussiedler überhaupt für den Sport zu motivieren. Asylsuchende waren dem Namen und dem Ansatz des Projektes nach nicht eingeschlossen und sollten nicht verstärkt angesprochen werden. „Wir haben versucht, die Vorgaben aus Bonn so auszulegen, dass sich Vereine und Menschen nicht ausgegrenzt fühlten. Da war viel Fingerspitzengefühl gefragt“, sagt Nitsche-Ziegler.

Auch in die andere Richtung. Natürlich gab es Vorbehalte und Berührungspunkte gegenüber den neuen Mitbürgern, die überwunden werden mussten. Nitsche-Ziegler: „Die Aussiedler sprachen zwar Deutsch, aber sie hatten sehr konservative Einstellungen und andere kulturelle Werte, die unseren damals entsprachen. Und es war schwierig, über die Kinder und Jugendlichen an die Eltern heranzukommen.“

Dass man heute offener denkt, sich stärker auf Menschen und neue Situationen einlässt, das schreibt Nitsche-Ziegler auch dem Bundesprogramm zu. „Aber wir müssen weiter an uns arbeiten. Und der Sport muss sich kümmern. Und politisch Stellung beziehen.“



## Historie

acht Monaten im April 1990, ein pragmatisches und wenig ideologisches Ausländergesetz durch das Parlament zu bringen. Obwohl das Gesetz keine neue Ausländerpolitik beschrieb, berücksichtigte es, dass 70 Prozent aller ausländischen Mitbürger seit mehr als zehn Jahren in Deutschland lebten. Statt Gastarbeiter standen nun Asylbewerber und Aussiedler im Mittelpunkt.

Auftaktveranstaltung „Sport mit Aussiedlern“ des Deutschen Sportbundes im August '89. Von links: Bundesminister des Inneren, Dr. Wolfgang Schäuble, Präsident des Deutschen Sportbundes, Hans Hansen.



Anschieber unter sich:  
Zeitungsbericht anlässlich  
des Projektstarts (l.)

**Es war eben dieser Innenminister Schäuble, der im Jahr 1989 zusammen mit dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes (DSB), Hans Hansen, das Projekt „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ ins Leben rief (siehe Kasten „Eine kurze Geschichte des Anfangs“, Seite 42). Das Projekt richtete sich zunächst in erster Linie an Zuwanderer aus der (ehemaligen) Sowjetunion, die sich zu diesem Zeitpunkt in der Auflösung befand. Nach Jahren der Abwehr und Begrenzung kann „Sport für alle“ als Willkommensprojekt bezeichnet werden, das eine größere politische Offenheit widerspiegelte.**

Es kamen nun immer mehr Menschen nach Deutschland, bedingt durch den Jugoslawienkrieg, den Zerfall der Sowjetunion und die prekäre Lage im kurdischen Teil der Türkei. 1992 stieg die Zahl auf 440.000 Asylbewerber, ein vorläufiger Höhepunkt. Nur 3 bis 7 Prozent von ihnen erhielten Asyl. Viele durften aufgrund des Flüchtlingsstatus jedoch in Deutschland bleiben. Nach einer langen Debatte einigten sich die Parteien CDU/CSU, FDP und SPD 1993 auf den sogenannten Asylkompromiss, der eine Grundgesetzänderung bedeutete.



## **DER ASYLKOMPROMISS UND DIE FOLGEN (1993)**

Der kontrovers diskutierte Kompromiss änderte erstmals das im Grundgesetz verankerte Recht auf Asyl für politisch Verfolgte (Art. 16a GG). Er ist als Reaktion auf europäische Gesetze zu verstehen, die sich auf die Mitgliedsstaaten auswirkten: Durch das Schengener Abkommen fielen ab 1985 die Grenzkontrollen weg; das Dubliner Übereinkommen von 1990 schreibt Asylsuchenden vor, nur in dem EU-Land Asyl zu beantragen, das sie zuerst betreten haben.

Diese Drittstaatenklausel erlaubte es Deutschland, Flüchtlinge aus EU-Ländern ohne Eröffnung eines Asylverfahrens zurückzuschicken. Die Anzahl an Asylbewerbern ging in den Folgejahren drastisch zurück.

**Das Projekt erlebt in dieser Phase eine strukturelle Änderung: Während es bis dahin unter personaltechnischer Führung des DSB lief, wurde es 1994 in die Strukturen der Landesportbünde (LSB) eingebunden, der DSB übernahm die Projektkoordination.**



## NEUAUSRICHTUNG DER EINWANDERUNGSPOLITIK (1998 – 2004)

Auf politischer Ebene kam es mit der rot-grünen Bundesregierung ab 1998 zu einer Neuausrichtung der Einwanderungspolitik: Mit den neuen Einbürgerungsbestimmungen zählte nicht mehr allein das Abstammungsprinzip; Kinder können nun auch einen deutschen Pass erhalten, wenn sie in der Bundesrepublik geboren werden. Zudem wurde die doppelte Staatsbürgerschaft möglich. Der Sinneswandel manifestierte sich auch in einer Regierungsbroschüre: „Deutschland ist schon längst ein Einwanderungsland geworden.“

In den folgenden Jahren entbrannte eine heftige Debatte um ein neues Zuwanderungsgesetz. Innenminister Otto Schily setzte 2000 eine Kommission unter dem Vorsitz der früheren Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth ein, die im Juli 2001 Lösungsvorschläge für eine neue Ausländer- und Zuwanderungspolitik vorlegte (siehe Interview, Seite 46). Der Kommissionsbericht empfahl unter anderem eine reguläre Migration, um Lücken im Arbeitsmarkt durch ausgebildete Arbeitskräfte zu schließen.

**Den Sportvereinen stellte die Kommission ein gutes Zeugnis aus: „Auch in Sportvereinen ist das Miteinander von Ausländern und Deutschen bereits die Regel. (...) Zumindest bei den**

**jüngeren Migranten zeigt die hohe Akzeptanz deutscher Vereine und Organisationen, dass in dieser Hinsicht eine weitgehende Integration in die deutsche Gesellschaft stattgefunden hat.“**

Da sich Bundestag und Bundesrat nicht einigen konnten, trat das Zuwanderungsgesetz erst 2005 in Kraft, das aus Deutschland nun ein „Einwanderungsland“ machte. Das Gesetz regelte Feinheiten wie „Aufenthaltstitel“ und „Freizügigkeit“ neu, blieb aber in vielen Punkten hinter den Forderungen der Kommission zurück. Ein Paradigmenwechsel hin zu einer stärkeren Öffnung blieb aus.

**Das Projekt hingegen erfuhr in dieser Phase – vor der Verabschiedung des Gesetzes – eine grundlegende Änderung, die bis heute Bestand hat: Aus „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ wurde 2002 das Programm „Integration durch Sport“. Allein der neue Titel verrät, dass sich die Vereine allen gesellschaftlichen Gruppen öffneten und sich an Menschen mit Migrationshintergrund allgemein richteten. Dass aus einem Projekt heraus ein ganzes „Programm“ entstand, deutete auf eine langfristige Integrationsförderung des Bundes hin. Ab 2004 erhielt IdS jährlich 5,4 Millionen Euro.**

Wo wäre „Integration durch Sport“ besser platziert als am Rostocker „Tag gegen Rassismus“?





Integrationsgipfel im Kanzleramt: Nicht mehr übereinander, sondern miteinander sprechen

Im folgenden Jahrzehnt waren es vor allem EU-Regularien, die die deutsche Migrationspolitik bestimmten. Ab 2011 erhielten Bürger aus zehn weiteren osteuropäischen EU-Ländern Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt, sie dominierten auch die Einwanderungsstatistik: Fast drei Viertel aller Zuwanderer dieser Zeit haben europäische Wurzeln.

### **AUSTAUSCH MIT STATT ÜBER MIGRANTEN (2005 – 2014)**

Unter Bundeskanzlerin Angela Merkel etablierten sich seit 2005 neue Gesprächsformate und Plattformen, etwa die Islamkonferenzen und der Integrationsgipfel. Sie sind seitdem fester Bestandteil des politischen Austauschs mit gesellschaftlichen und religiösen Gruppen. Es wird nicht mehr nur über Zugewanderte diskutiert, sondern vielmehr mit ihnen. 2007 wurde erstmals ein „Nationaler Integrationsplan“ vorgelegt, 2011 der „Nationale Aktionsplan“. In dieser Zeit (ab 2008) reisen wieder weniger Menschen nach Deutschland ein als aus.

**Das Bundesprogramm ist durch den DOSB und die Landessportbünde in diesen Runden vertreten und bringt Ideen der Sportvereine zur Integration ein. Neu ist zudem: IdS wird durch die Universität Potsdam evaluiert. Ab 2011 werden Programmkonzeption und Kommunikationskonzept erneuert.**

### **SPORTLICHE AKTIONEN UND POLITISCHE REAKTIONEN (2015 – 2019)**

Ab 2010 ändert sich der Wanderungssaldo wieder, ist ständig positiv und erreicht durch die Unruhen und Kriege in Afghanistan, Irak und vor allem Syrien neue Höhepunkte: 890.000 Menschen suchten 2015 Asyl in Deutschland. In dieser Zeit setzt die Politik auf kurzfristige Lösungen der Probleme, auf die die Behörden nicht eingestellt waren, etwa bei den Unterkünften und den Asylanträgen.

**Gefordert waren auch IdS und die Sportvereine, obwohl Geflüchtete zunächst gar nicht zur offiziellen Zielgruppe des Programms gehörten: Viele Vereine halfen in Eigeninitiative, holten die Menschen zum Sport ab oder brachten ihn direkt vor Ort, um die unsichere und belastende Zeit des Wartens in den Unterkünften zu erleichtern. Wie schon in den Anfängen des Projektes halfen wieder viele Ehren- und Hauptamtliche in den Vereinen spontan und mit viel Energie. Im November 2015 öffnete Innenminister Thomas de Maizière das Programm offiziell für geflüchtete Menschen. BMI und BAMF erhöhten die Fördersumme für 2016 und 2017 auf jeweils 11,4 Millionen Euro.**

Ab 2016 reagierte die Politik mit neuen Gesetzen auf die hohe Zahl Geflüchteter; im Sommer trat das Integrationsgesetz in Kraft. Es sollte gut ausgebildeten Flüchtlingen den Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtern – und konnte Asylbewerber zu Sprach- und Integrationskursen verpflichten. Eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung erhalten Geduldete erst nach fünf anstatt nach drei Jahren; die Wohnsitzauflage schränkt in den ersten drei Jahren die Wohnortwahl ein.

Ungeachtet eines neuen Einwanderungsgesetzes, das eigentlich dieses Jahr in Kraft treten und Fachkräfte nach Deutschland locken soll, bleibt festzuhalten: Es werden weiter Menschen nach Deutschland kommen, die Schutz suchen und deren Zuzug sich nicht über Gesetze regeln lässt. Zudem arbeiten neu Zugewanderte nicht nur hier, sie wohnen auch hier, beteiligen sich an der Gesellschaft, beleben sie, verändern sie – und treiben Sport. Dass das Bundesprogramm bis 2020 mit mehr als elf Millionen Euro jährlich gefördert wird, trägt dieser Tatsache Rechnung.



## „ZUWANDERUNG MUSS GRÖßER VERSTANDEN WERDEN“

---



Es überrascht nicht, dass Rita Süßmuth im vergangenen Jahr den Humanismus-Preis verliehen bekommen hat. Er wird an Personen vergeben, die „vorbildhaft das Zusammenwirken von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für das Gemeinwohl verkörpern“.

Dieser humanistische Geist, der in den aktuellen politischen Diskussionen oftmals vergeblich gesucht wird, durchdringt das gesamte Gespräch über Migration und Integration mit der 1937 geborenen Professorin a.D. für Erziehungswissenschaften.

Rita Süßmuth, von 1987 bis 2002 Mitglied des Bundestages und von 1988 bis 1998 dessen Präsidentin, hat bereits 2001 in einer nach ihr benannten Kommission Vorschläge für eine zukunftsorientierte Einwanderungspolitik Deutschlands gemacht. Die Christdemokratin, die in ihrer aktiven Zeit gern Positionen abseits der Parteilinie vertrat, spricht im Interview über Versäumnisse der vergangenen 20 Jahre, die Körpersprache Deutschlands und die Bedeutung des „Einander-Umringens“ im Sport.

**Frau Süsmuth, bereits im Jahr 2001 waren Sie maßgeblich an der Erarbeitung eines Einwanderungsgesetzes beteiligt. Damals scheiterte es. Nun bekommt Deutschland endlich eins. Zufrieden?**

Es ist bislang ein Gesetz, das sich auf den Arbeitsmarkt beschränkt. Es bezieht nicht alle Menschen ein, sondern nur Fachkräfte; wir sprechen also über ein Fachkräfte-Einwanderungsgesetz. Unser Entwurf von 2001 sollte das generelle Thema Einwanderung regeln. Aber das Wort Einwanderung wurde damals gar nicht in den Mund genommen. Insofern ist es ein Fortschritt, dass wir uns nicht mehr über das Wort streiten, sondern darüber sprechen, wie wir Einwanderung regeln können.

**Die Bundesrepublik ist de facto doch schon lange ein Einwanderungsland. Eben, deswegen hätte ich mir gewünscht, dass wir nicht fast 20 Jahre gebraucht hätten, um diesen Schritt zu gehen. Der Bedarf nach Zuwanderung ist groß, die Herausforderungen bei der Migration sind enorm und manche Länder sind von den globalen Veränderungen besonders stark betroffen. Insofern wussten wir schon damals, dass die Grenzen irgendwann durchlässig werden und die Probleme auf uns zukommen würden.**

**Sie haben Integrationspolitik mal als Körpersprache eines Landes bezeichnet. Wie würden Sie die im Falle Deutschlands beschreiben?**

Es ist derzeit nicht die der Hinwendung, das „Kommt zu uns“, sondern die der Abwehr: „Bleibt weg!“

**In welcher Position ist der Sport beim Thema Integration?**

Ich kann ihm nur einen Glückwunsch aussprechen. Die vielen Ehrenamtlichen haben sehr viel dafür getan, dass Menschen, die hierherkamen, das Gefühl entwickeln konnten, wir gehören doch dazu. Die auch von der Politik nach 2015 unterstützte Unterscheidung, hier Flüchtlinge, dort die gesuchten Fachkräfte – ich denke da an den berühmten Satz des Schriftstellers Max Frisch: „Wir haben Arbeitskräfte

**Interview:** Jan Gerspach

gesucht, und gekommen sind Menschen“ – die werden wir nicht aufrechterhalten können. Das Thema Zuwanderung hat einen größeren Rahmen.

**Welchen?**

Es geht um den Grundkonflikt, wo gehöre ich eigentlich hin? Was ist meine Identität? Diese Fragen, diese Verwirrungen werden bei den zugewanderten Menschen immer wieder zu Problemen führen, das ist ganz normal. Ich habe es einfacher: Ich verstehe mich zwar als Europäerin, aber ich kann und möchte nicht davon absehen, dass ich in Deutschland geboren bin und hier meine Zugehörigkeit entwickelt habe. Und sie auch weiterhin hier leben kann.

**Wie kann Zugehörigkeit generell geschaffen werden?**

Zugehörigkeit entwickelt sich vor allem über das Miteinander im Tun und Handeln. Und da hat es der Sport – neben der Arbeit – leichter als andere Gesellschaftsbereiche, diese Gruppen zu erreichen und einzubeziehen. Wichtig im Sport ist, dass es nicht allein um das Herausstellen der Höchstleistung des Einzelnen geht, sondern um das, was wir gemeinsam tun und was wir mit Fairness tun. Um das Miteinander, und dass wir lernen, Konflikte zu verhindern oder zu lösen. Ob das nun Inklusion oder Integration genannt wird, finde ich unwichtig. Beides zielt darauf ab, wie wir friedlich miteinander leben können. Nicht wo, sondern wie.

**Wer ist da besonders gefordert?**

Das erfordert Anstrengungen auf beiden Seiten, nicht allein auf deutscher. Zugewanderte Menschen dürfen sich nicht abkapseln, sondern müssen unterstützt werden, sich darum kümmern, wie sie Teil einer Gemeinschaft

werden, ob im Sport, in der Stadt oder auf dem Dorf. Und sie müssen unsere Regeln akzeptieren, allen voran das Grundgesetz. Die Regeln können früh eingeübt werden: Was gilt in diesem Land, was nicht? Der Verbreitung von Hass und Gewalt muss mit allen Mitteln entgegengewirkt werden. Die Botschaft des Sports sollte lauten: Wir schaffen das.

**Hilft es, wenn man Menschen zwingt, sich für einen Pass zu entscheiden?**

Da bin ich sehr skeptisch. Das kann keine Antwort auf die Frage sein: Wohin gehöre ich?

**Am Anfang Ihrer Karriere hatten sie Schwierigkeiten mit der politischen Sprache, die nie das sagt, was sie meint. Ist der Sport ehrlicher, spricht er tatsächlich alle Sprachen, wie es heißt?**

Die „Sprache“ existiert ja nicht allein als verbales Instrument, sondern genauso als physische Ausdrucksform: in der Körpersprache. Das Laufen, das Werfen, das Fallen, das Wiederaufstehen. Das alles sind Zeichen von Körpersprache. Und wenn zum Beispiel beim Fußball ein Tor geschossen wird, dann ist das Einander-Umringen, das Herzen, ein Mittel, um Zugehörigkeit zu zeigen, sie rein körperlich zu erfahren: Ich stehe nicht mehr dabei, sondern gehöre mitten da rein und trage auch dazu bei. Solche Zeichen brauchen wir mehr.

**Was können Sportvereine tun, um auch Frauen stärker für den Sport zu begeistern?**

Sie sollten nicht nur mit den Mädchen und Frauen sprechen, sondern auch mit deren Vätern und Männern, die den Bereich als eigene Domäne ansehen. Wobei man anfügen muss: Wir haben grundsätzlich in unserem Land noch genügend zu tun in Bezug auf Frauenfragen und Gleichberechtigung. Insgesamt kann der Sport mit seinen Regeln aber dazu beitragen, dass Menschen sich entwickeln können, dass sie noch fähiger werden, nicht allein im Sport, sondern als aktive Mitglieder der Gesellschaft.

# HEIMAT GEFÜHLE



Protokoll: Katrin Freiburghaus

**Volleyballnationalspielerin Lenka Dürr und der ehemalige Volleyballspieler und Trainer Tado Karlovic verließen mit Anfang 20 aus unterschiedlichen Motiven ihr Land. Über den schwer fassbaren Begriff der Heimat – von einer, die ging, und einem, der kam.**



### LENKA DÜRR

Der Impuls, ins Ausland zu wechseln, kam durch die Nationalmannschaft. Fast alle meine Kolleginnen spielten im Ausland und haben geschwärmt. Ich hatte sieben Jahre in Vilsbiburg Bundesliga gespielt – es hat mich einfach interessiert, was Neues zu machen. Als ich nach Aserbaidschan gewechselt bin, war das definitiv keine Wahl des Landes, sondern der Liga. Die war komplett mit internationalen Größen aufgezogen. Dort spielten die Stars, da schaute die gesamte Volleyballwelt hin, da wollte ich dabei sein. Mit dem Land habe ich mich erst beschäftigt, als der Wechsel näher rückte, und schnell gemerkt: Hier willst du spielen und mal eine kurze Zeit sein – aber sicher nicht leben.

Wir waren dort in unserer Blase sehr abgeschirmt. Wir wurden zum Training abgeholt, alles war organisiert, und wir sind auch sonst nicht viel rausgekommen. Wenn doch, war man irre beobachtet, weil man ja komplett anders aussah. Das war manchmal cool, aber manchmal auch zu viel, wir waren da immer exotisch. Aber die Leute waren offen und haben versucht, es uns möglichst angenehm zu machen. Die Sprache lernen zu müssen, wäre hart gewesen, aber es war nicht nötig. Im zweiten Jahr wurde beim Training ein bisschen Russisch gesprochen, doch die Volleyballbegriffe hatte man sowieso irgendwann drin, und insgesamt waren wir so international besetzt, dass wir immer eine gemeinsame Sprache finden mussten – und die war Englisch.

In Polen war das anders. Dort habe ich gemerkt, wie es sich anfühlt, wenn man die Einzige ist, die die Sprache nicht kann; wie das ist, wenn es im Spiel schnell geht und man nichts mitkriegt, aber auch abseits des Feldes wahnsinnig viele Informationen an einem vorbei- und verloren gehen. Es ist komisch, die eigene Sprache im Alltag nicht zu hören. Man unterhält sich oder schreibt zwar



„Zu 90 Prozent war diese Volleyballblase genau das, was ich wollte“, sagt Lenka Dürr, hier im Einsatz für die Nationalmannschaft

mit Freunden, aber man spricht am Ort so viel Englisch und hört so viel anderes, dass einem die deutschen Wörter manchmal nicht mehr einfallen.

In Polen habe ich mich sehr wohl gefühlt, aber zu Hause war ich nirgendwo. Es sind nicht die eigenen vier Wände, es liegen überall Taschen rum, und jedes Spiel verkürzt die Frist bis zur Abreise. Es gibt aber Sicherheit, zu wissen, dass ich danach einfach wieder in mein behütetes Deutschland zurückgehe. Zu 90 Prozent war diese Volleyballblase genau das, was ich wollte. Aber immer aus dem Koffer zu leben, wird anstrengend. Man muss sein Leben über Jahre hinweg in 23 Kilo packen, und es bleibt immer präsent, dass ich nur zu Besuch bin.

Ich habe in Rumänien einen Spieler kennengelernt, der aus Venezuela kam und einen ganz anderen Blick auf Rumänien hatte: Es

gibt dort Pferdefuhrwerke im normalen Straßenverkehr und viele obdachlose Menschen. Aber während ich gesagt hab, dass ich eine Saison dort mal mitmache, hat er versucht, seine Familie so oft es ging dort hinzuholen, weil das sicherer war als zu Hause. Ich habe mit Spielerinnen gespielt, die wahnsinnigen Druck hatten; die spielen mussten, um ihre Familien zu unterstützen. Solche Probleme hatte ich nicht, und das hat definitiv etwas verändert.

Meine Wertschätzung für das eigene Land ist eine andere. Es gibt da jetzt ein Gefühl des Glücks und der Dankbarkeit dafür, dass ich hier geboren bin. Als ich zu Hause ausgezogen bin, wollte ich immer ab durch die Hecke und die große, weite Welt sehen. Seit ich weit weg war, merke ich, wie stark es mich nach Hause zieht, um aufzutanken. Mein Elternhaus ist wieder ein wesentlicher Dreh- und Angelpunkt geworden, und ich habe über die Jahre festgestellt, was ich da im Allgäu eigentlich habe.

### TADO KARLOVIC

Ich bin nicht wegen des Sports nach Deutschland gekommen, aber ich bin wegen des Sports geblieben. Mit 18 hatte ich eine Einladung für die Jugendnationalmannschaft Jugoslawiens, dann brach der Staat zusammen. In der Saison darauf spielte ich in der ersten kroatischen Liga und bekam eine Einladung zur Jugendnationalmannschaft Kroatiens. Die erste Einladung konnte ich nicht annehmen, weil der Krieg dazwischenkam, die zweite nicht, weil ich beschlossen hatte, meiner Familie nach Deutschland nachzureisen.

Ich hatte Angebote großer kroatischer Vereine, aber das Land befand sich im Kriegszustand. Es gab dort keine Zukunft, deshalb habe ich meine Karriere aufgegeben. Das war traurig, denn es bedeutete einen



„Aber ich wusste, was ich in der Heimat meiner Jugend für ein Gefühl hatte – und dieses Gefühl wollte ich wieder zurück“

Schritt in die Bedeutungslosigkeit. Ich war in der Stadt – und in Volleyballkreisen sogar landesweit – bekannt. In Deutschland musste eine mir fremde Familie ein Garantieschreiben für mich aufsetzen, damit ich überhaupt einreisen durfte; ich habe beim TSV Karlstadt in der achten Liga gespielt und war nicht mehr bereit, für Angebote höherklassiger Klubs umzuziehen. Denn ich wusste nicht, wie lange ich hier würde bleiben dürfen, aber ich wusste, wenn ich das

überhaupt wollen sollte, musste ich irgendwo ankommen, und das geht nur, wenn man sich auf einen Ort einlässt. Es war für mich ausgeschlossen, als Nomade von Verein zu Verein zu ziehen.

Wenn man in ein fremdes Land kommt, schließen einem die Menschen nicht gleich überall ihre Türen auf, man kennt ja niemanden und beherrscht die Sprache nicht. Mit meiner Familie sprach ich Kroatisch, lernte aber parallel viel Deutsch, um wenigstens irgendwann alleine zum Friseur gehen zu können. Nachdem mir mein Schwager die Haare geschnitten hatte, lernte ich noch mehr. Ich habe zum ersten Mal gespürt, dass eine Sprache, die man nicht spricht, eine riesige Barriere zwischen Menschen ist. Obwohl sich meine Mannschaft unheimlich um mich bemühte, war ich eine Zeit lang wie eine Pflanze, die in der Ecke abgestellt ist. Ich weiß nicht, ob man von Heimweh sprechen kann, weil es die Heimat, die ich hatte, nicht mehr gab und ich auch mehr an Personen als an Flüssen oder Bergen hänge. Aber ich wusste, was ich in der Heimat meiner Jugend für ein Gefühl hatte – und dieses Gefühl wollte ich zurück. Der jahrelange Schwebezustand war kräftezehrend: Man schaute mit einem Auge zurück auf ein behütetes Leben und mit dem anderen nach vorn, wo man eine Zukunft plante, die gar nicht von einem selbst abhing. In dieser Phase war ich heimatlos.

Als der Krieg 1996 offiziell vorbei war, habe ich einen Bescheid bekommen, dass ich drei Monate Zeit hätte, Deutschland zu verlassen. Höherklassiger Sport gehörte eigentlich nicht mehr zu meinem Leben. Ich hatte schon erlebt, wie es ist, vor 2000 Leuten zu spielen, das war mir nicht mehr wichtig. Aber der Volleyball hat es mir ermöglicht, in Deutschland zu bleiben. Eltmann (Volleyballverein in Unterfranken; d. Red.) wollte mich unbedingt und hat mich mit einem Ver-



Im Spiel und im Leben die richtigen Worte finden: Trainer Tado Karlovic mit seiner ehemaligen Mannschaft aus Hammelburg

trag, der auf diesem Niveau absolut unüblich war, vor der Ausweisung bewahrt. Ich bekam einen Sonderstatus. Weil ich gut Volleyball spielen konnte, durfte ich bleiben, während der Großteil meiner Landsleute zurückmuss- te. Ab da wurde Volleyball wieder zum Mittelpunkt meines Lebens.

Ich mochte Deutschland immer, aber ich habe lange dazugehört und gleichzeitig nicht. Heimat wurde es erst, als ich meine Frau geheiratet und wir drei Kinder bekommen haben. Es war damals wie heute so, dass sich Leute über Flüchtlinge aufregen. Ich selbst empfand mich aber nie als Problem, weil ich wusste, dass wir nicht von Sozialhilfe lebten, sondern arbeiten gingen.

### ZWEI LEBEN

Volleyballspielerin Lenka Dürr, 28, wurde in Kempten geboren und debütierte bereits 15-jährig im niederbayerischen Vilsbiburg in der ersten Liga. Die Libera ordnet dem Sport die Wahl ihres Wohnortes bis heute unter; sie spielte in Aserbaidschan, Polen, Rumänien und reist mit dem Nationalteam um den Globus. Karlovic, 46, kommt aus dem nordbosnischen Ort Pecnik und hatte zwei Volleyballkarrieren: eine als aussichtsreicher Spieler vor dem Bürgerkrieg, und eine als Spieler und Trainer in Unterfranken, wo er heute Physio- und Sporttherapeut in einem psychiatrischen Krankenhaus ist.



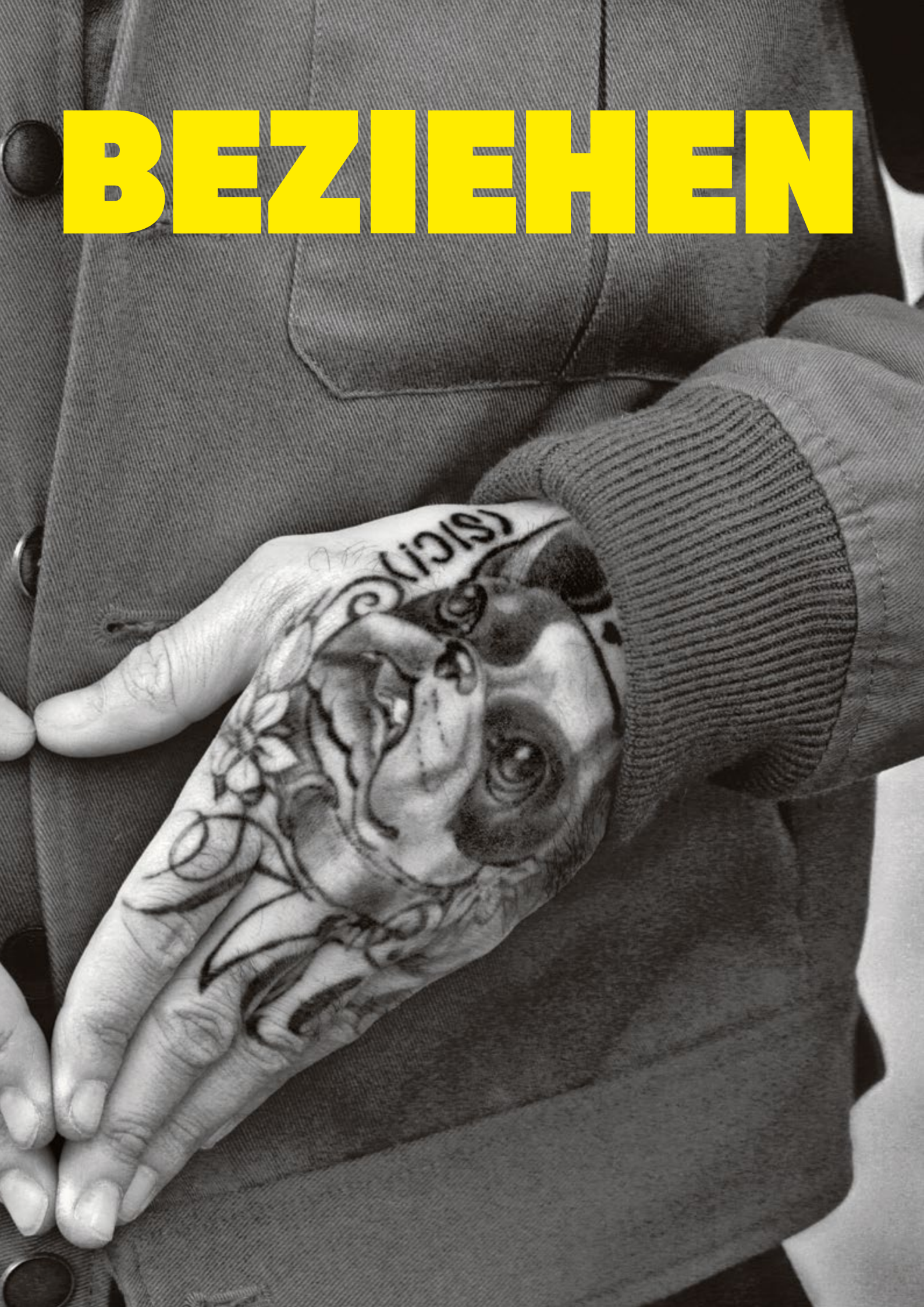
# POSITION



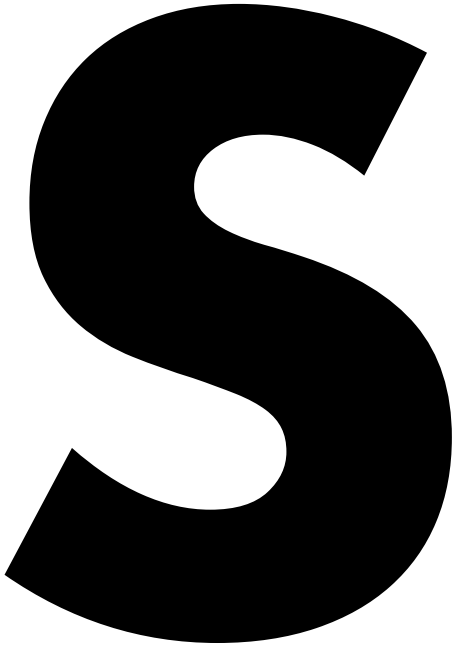
Sammy Amaras Erscheinung passt zu seinem Job als Chef der erfolgreichen Punkrockband Broilers: Kaum eine Stelle auf der Haut unterhalb des Gesichts ist nicht tätowiert, der Körper des Hobby-Bodybuilders ist kompakt und muskulös. Doch Vorsicht bei der Bewertung nach Äußerlichkeiten: Der Sänger besticht mit seinem freundlichen und nachdenklichen Wesen – und seinen klugen Gedanken.



# BEZIEHEN



**Interview:** André Boße  
**Fotos:** Regina Schmeken



**Sammy Amaras Vater kam in den 1960er-Jahren aus dem Irak nach Düsseldorf, heiratete eine Deutsche. In seiner Kindheit war der Migrationshintergrund nie ein Thema, erst später fiel ihm auf, was ein anderer Name, eine andere Haut- und Haarfarbe in diesem Land bedeuten können. Künstler und Sportler, sagt Amara, haben eine Vorbildfunktion und sollten sich politisch positionieren. Ein Gespräch mit Leuchtturmfunktion.**

**Herr Amara, waren Sie ein selbstbewusstes Kind?**

Oh ja, sehr sogar. Meine Eltern haben mich sehr früh mit ordentlich viel Selbstvertrauen aufgepumpt. Dementsprechend bin ich als Kind davon ausgegangen, dass ich alles, was ich erreichen möchte, auch erreichen kann.

**Zum Beispiel?**

König der Sprinter zu werden! In unserem Familienurlaub in Spanien bin ich

als kleiner Junge gerne von Häuserblock zu Häuserblock gerannt, immer wieder, Dutzende Male, so schnell wie ich konnte. Meine Eltern haben dann gesagt: „Sammy, du bist der schnellste Junge der Welt!“ Was Eltern halt so sagen. Aber ich habe das tatsächlich geglaubt! Ich war mir wirklich sicher, der schnellste Junge der Welt zu sein. Heute bin ich dankbar dafür, dass meine Eltern das gesagt haben. Ich glaube, dieser Zuspruch hat mich als Kind enorm bestärkt.

**Wobei Sie als Kind irgendwann erkannt haben dürften, dass das mit der Sprinterkarriere nichts wird.**

Genau, das ging ganz schnell, als ich in der Schule Sportunterricht hatte, da kam dann der Lehrer mit der Trillerpfeife und scheuchte uns herum. Aber zu erkennen, dass im Sport andere viel besser sind als ich, empfand ich nicht als schlimm. Ich war damals schon selbstbewusst genug, um zu wissen: Es gibt Dinge, die ich nicht kann – und die lasse ich dann eben sein. Dafür gibt es andere Dinge, die ich besser beherrsche. Und da hänge ich mich halt rein.

**Insbesondere die Musik.**

Ja, aber zuerst hatte ich eine große Leidenschaft fürs Zeichnen. Aber es war schließlich schon die Musik, die alles andere weggeblasen hat, ja.

**Würden Sie sich als exzellenten Musiker bezeichnen?**

Ich bin weiß Gott kein Gitarrenvirtuose, aber das, was ich mache, das mache ich auch gut. Und zwar so gut, dass meine Musik eine nicht gerade kleine Gruppe von Menschen glücklich macht.

**Gab es Momente, in denen Sie gemerkt haben: Was mir hier mühsam gelingt, dass gelingt anderen einfacher? Und zwar nicht, weil sie besser sind, sondern weil sie nicht wie ich einen irakischen Familienhintergrund mitbringen?**

Als Kind ist mir das nicht aufgefallen. Erst später habe ich verstärkt darüber nachgedacht, und dabei ist mir bewusst geworden, dass es tatsächlich Dinge gab, die rückblickend betrachtet

ziemlich schräg wirkten. Ich erinnere mich an kleine Begebenheiten oder Nuancen in Gesprächen, die meiner Schwester und mir unbewusst das Gefühl gegeben haben, nicht zu genügen. Das war wie so ein leises Grundrauschen im Hintergrund, und vielleicht ist dieser Sound dafür verantwortlich, dass ich mir bei den Sachen, die mir wichtig waren, besondere Mühe gegeben habe.

**Können Sie diesen Sound etwas konkret machen?**

Als kleiner Skater wollte ich eine Tarnhose haben, und die musste Überlänge haben, das war wichtig. Eine Nachbarin fragte mich dann, ob meine Mutter mir die Hose nicht kürzen könne. Eigentlich ganz harmlos, aber wie sie es damals sagte – das war mit einem Geschmäckerle verbunden. Wie gesagt, das war mir damals nicht aufgefallen. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, dann stelle ich fest: Da war was – ganz unterschwellig. Nicht unter Freunden, aber in der Nachbarschaft oder auch in der Schule.

**Erinnern Sie sich an eine Begebenheit aus der Schulzeit?**

Auf dem Gymnasium, das ich besuchte, war ich in einer total gemischten Klasse, mit vielen Kindern, die Eltern hatten, die nicht in Deutschland geboren waren. Uns hat diese Buntheit geholfen, ich habe gelernt, wie wertvoll Diversität ist. Erst viel später ist mir aufgefallen, dass meine Klasse gemischt war – die anderen aber nicht.

**Es gab also eine Klasse für die Kinder mit Migrationshintergrund?**

Scheinbar hat die Schulleitung alle Kinder mit offensichtlich nichtdeutschen Namen in diese Klasse eingeteilt, ja. Sammy saß neben Mustafa, in den anderen Klassen saßen die Stefans und Christians.

**Eine Schulklasse wird zum Ghetto.**

Ich denke, die Schulleitung hatte es gut gemeint, hatte gedacht, dass man uns Kindern damit helfen würde. Aber genau das ist der falsche Gedanke! Denn das ist das Gegenteil von Integration. Wenn man sich eine Deutschlandkar-





## SAMMY AMARA

geboren 1979 in Düsseldorf, ist Sänger, Gitarrist und Songwriter der Punkrockband Broilers. Seine Kindheit verbrachte er im Stadtteil Hellerhof, seine erste E-Gitarre erhielt er mit elf Jahren. 1992 gründete er mit Schulfreunden die Band Broilers, die zunächst in der Düsseldorfer Punkszene Erfolge feierte. Mit dem Album „Santa Muerte“ gelang der Band 2011 der große Durchbruch, die letzten beiden Alben „Noir“ und „(sic!)“ erreichten Platz eins der Charts, in ihren Texten nehmen die Musiker eindeutig Stellung gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Amara ist auch ein talentierter Zeichner und hat eine Ausbildung als Grafikdesigner absolviert. Er betreibt Bodybuilding, hat mit Einzel- und Teamsportarten sonst wenig am Hut.

te anschaut, dann ist es offensichtlich: Dort, wo die wenigsten Menschen mit Migrationshintergrund leben, gibt es die meisten Leute, die rechtsradikale Parteien unterstützen. Wie heißt das Sprichwort: „Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht.“ Das ist die einzige Erklärung für dieses Phänomen. Denn an Orten, wo Menschen mit verschiedenen Hintergründen miteinander groß werden und miteinander leben, statt Facebook-Postings zu lesen, werden rechte Parteien nicht Fuß fassen.

### **Was lernt man denn an diesen Orten, an denen Diversität erlebbar ist?**

Ganz einfach: Man lernt, Menschen nach ihrem Handeln zu beurteilen – nicht nach ihrem Namen, ihrer sexuellen Orientierung, ihrem Geschlecht, ihrer Haut- oder Haarfarbe.

### **Was denken Sie, wenn man Sie als Mensch mit Migrationshintergrund bezeichnet?**

Meine Mutter ist in Deutschland geboren, mein Vater stammt aus dem Irak, ich bin in Deutschland geboren, habe einen deutschen Pass. Das ist die Faktenlage. Aber es gibt eben diesen Hintergrund, den ich auch durch den Broilers-Song „Zu den Wurzeln“ beschrieben habe. Er offenbart sich durch meinen Nachnamen, durch meine Haarfarbe, meine etwas dunklere Haut. Und es gibt eine Frage, die ich mir tatsächlich häufiger stelle: Wäre ich anders, wenn ich Michael Müller heißen würde, blonde Haare und bleichere Haut hätte?

### **Und?**

Ich glaube nicht, nein. Weil ich mich in der Kindheit eben nie als Junge mit Migrationshintergrund wahrgenommen habe. Und meine Familie übrigens auch nicht. Bei dem oben erwähnten Song „Zu den Wurzeln“ zitiere ich ein paar Sprüche, die ich immer mal wieder höre: Wie gut ich doch Deutsch spreche, zum Beispiel. Oder ein Satz wie: „Herzlich willkommen, sei zu Gast bei Freunden.“ Die Leute, die das sagen, meinen es vielleicht gut. Aber natürlich sind diese Gedanken im Kern rassistisch. Als meine Mutter diesen Text las, war sie ziemlich entsetzt und fragte mich:

## **Wo Menschen mit verschiedenen Hintergründen miteinander groß werden und miteinander leben, werden rechte Parteien nicht Fuß fassen**

„Das kriegst du alles ab, das musst du dir anhören?“ Für sie war ich immer Sammy aus Düsseldorf. Für manche bin ich aber ein Mensch, der für seinen Teint überraschend gut Deutsch spricht, einen Vornamen hat, den die meisten höchstens als Spitznamen kennen, und der in diesem Land eben nur zu Gast ist.

### **Nun sind Sie in Ihrer Szene ein Rockstar. Wie erleben Sie es, wenn Sie in Gegenden oder Milieus unterwegs sind, in denen man Sie nicht kennt?**

Dort ist es anders. Eine Begebenheit in einer Stadt, der Name tut nichts zur Sache, denn es könnte überall so passiert sein: Wir hatten mit der Band einen Promo-Termin beim Radio, wollten vom Bahnhof aus zum Sender laufen, wussten aber den Weg nicht. Ich fragte daher ein älteres Paar, das uns entgegenkam: „Entschuldigung, wo finden wir denn die Straße XY?“ Die beiden gingen an mir vorbei, ohne zu reagieren. Ich sagte zu meiner Begleitung: „Das kann doch nicht wahr sein!“ Da drehen sich die beiden Älteren um und sagen: „Ach, jetzt spricht er Deutsch!“ Also, jetzt, wo ich mich aufrege.

### **Was spüren Sie direkt nach einer solchen Reaktion?**

Es ärgert mich kurz. Es nervt natürlich auch. So wie es auch nervt, wenn ich beim Betreten eines Ladens von den Inhabern anders angeschaut werde als die anderen, das war auch schon ohne sichtbare Tattoos so. Oder wenn ich beim Securitycheck am Flughafen garantiert derjenige bin, der genauer untersucht wird: Tattoos, schwarze Haare, dunkle Augen – Jackpot, da schauen wir genauer hin.

### **Die Tätowierungen haben Sie sich ausgesucht.**

Ja, und dass die Tattoos eine Reaktion provozieren, ist klar. So ist es gewollt, es ist ein bewusstes Überzeichnen: „Wenn ihr eh schaut, dann aber richtig!“ Aber die schwarzen Haare und dunklen Augen? Purer Zufall. (überlegt) Wobei ich selbst nicht frei von diesen Vorurteilen bin. Das ist leider der Macht der Medien geschuldet, durch die ewigen Wiederholungen. Als das Thema IS stark im Brennpunkt stand, habe ich mich selbst dabei ertappt, dass ich ein komisches Gefühl bekam, wenn ein Mann mit einem Vollbart ins Flugzeug einstieg. Aber gerade, weil man eben selbst anfällig dafür ist, muss man dagegen ankämpfen, dass sich diese Vorverurteilungen weiter verfestigen.

### **Wie kann das gelingen?**

In dem man zum Beispiel in den sozialen Netzwerken dagegen anschreibt. Gibt es in einer Zeitung wie der „Welt“ einen Kommentar mit bestimmter Färbung, dann weiß ich schon vorher, welche Postings unter dem Link bei Facebook auftauchen. Dann nutzt es nicht, dann muss ich da rein, mir Dellen holen und diesen Idioten etwas entgegensetzen. Denn tut man das nicht, entsteht bei immer mehr Leuten der Eindruck, diese rechten Trolle befänden sich in der Mehrheit.

### **Sind die Broilers auch deshalb eine politische Band?**

Ja, denn als Band haben wir die Möglichkeit, Menschen zu erreichen – und zwar auch außerhalb unserer engsten Szene. Da reicht es nicht, denen nur vorzusingen, dass es geil ist, Bier zu trin-



ken. Es muss schon mehr kommen, das ist in gewisser Weise unsere Verantwortung.

### **Wünschen Sie sich, dass mehr Künstler in Deutschland dieser Verantwortung gerecht werden?**

Ja. Wobei sich hier durchaus was tut. Ich habe lange Zeit über Helene Fischer geschimpft, weil sie nichts gesagt hat. Ich dachte mir: Sie ist mit ihrer Familie aus Russland in dieses Land übergesiedelt, warum positioniert sie sich nicht? Dann aber, nach den Ereignissen in Chemnitz, kam etwas von ihr. Wahrscheinlich, weil es auch ihr zu viel wurde.

### **Warum das Zögern?**

Weil Sie als unpolitischer Künstler immer mehr Alben verkaufen werden. Weil Sie halt niemandem vor den Kopf stoßen. Aber was, wenn es immer schlimmer wird. Ab wann wird es unerträglich, eben nichts zu sagen? Und macht man sich dann den Vorwurf, nicht früher etwas gesagt zu haben? Diese Fragen muss man sich stellen, wenn man Menschen erreicht, egal, ob als erfolgreicher Rockmusiker oder Sportler.

### **Was Deutschland auszeichnet, ist die Erinnerungskultur, das Gedenken an das Naziregime und den Holocaust. Wie nehmen Sie sich dem Thema an?**

Ich weiß, dass der Vater meiner Mutter in Kriegsgefangenschaft war und danach ein gebrochener Mann war. Ich nehme also an dieser Erinnerungskultur auch persönlich teil. Aber angenommen, das wäre nicht so. Angenommen, ich wäre im Irak geboren worden und hätte mich später für Deutschland entschieden: Auch dann würde ich versuchen, mich dieser Verantwortung zu stellen. Aus der Rolle eines aufgeklärten Menschen heraus.

### **Sie haben einmal gesagt, Sie könnten mit Sport am Fernsehen nichts anfangen. Warum nicht?**

Interessiert mich null. Ich finde es langweilig, Leuten dabei zuzuschauen, wie sie gegeneinander antreten, da fehlt mir jeglicher Bezug, weil mich einfach nicht interessiert, wer da gewinnt oder verliert.

### **Und aktiv?**

Nichts mit Bällen, das funktioniert grobmotorisch bei mir nicht. Wenn Sport, dann mit Hanteln: Bodybuilding ist Sport zu meinen Bedingungen – mit meinem Tempo, unter eigener Verantwortung. Was ich erreiche oder auch nicht, ist alleine meine Sache, ich brauche dabei niemanden, der mir etwas zuspielt.

### **Sind die Broilers als Band ein Team?**

Absolut, aber eben ein künstlerisches. Es wird nicht vorkommen, dass am Ende eines Konzerts das Publikum das Broilers-Mitglied des Abends wählt. (lacht)

### **Als Mesut Özil im Sommer 2018 aus der Nationalmannschaft zurücktrat, formuliert er in seinen Postings, in den Augen der DFB-Verantwortlichen sei er „ein Deutscher, wenn wir gewinnen – und ein Ausländer, wenn wir verlieren“. Können Sie diese Aussage nachvollziehen?**

Klar, denn die Leute machen es sich halt leicht. Wäre mit Titan Kahn ähnlich umgegangen worden? Wohl nicht. Die Diskussion fing ja damit an, dass Özil die Hymne nicht mitgesungen hat. Sehe ich aber alte Bilder aus den 1970ern, dann singt da von den heutigen Legenden kaum jemand mit, nicht Beckenbauer, nicht Breitner.

### **Angenommen, Sie ständen da ...**

... dann würde ich unter Garantie nicht mitsingen, schließlich habe ich mich auf das Spiel zu konzentrieren, in dem ich als Sportler 90 Minuten Höchstleistung erbringen muss. Da habe ich kein Interesse daran, auch nur ein kleines bisschen meiner Konzentration dafür aufzubringen, dass die patriotischen Gefühle einiger Zuschauer vor dem Fernseher befriedigt werden.

Es ist halt sehr einfach, vom Sessel aus mit dem Finger auf andere Leute zu zeigen. Und noch einfacher ist es, wenn diese Leute nicht Thomas oder Manuel heißen, sondern Mesut. Thomas oder Manuel müssen nicht beweisen, dass sie alles für ihr Land geben. Mesut hingegen schon.

### **Wann überwinden wir das?**

Ich bin zuversichtlich, dass die Generation der jetzt Zwölfjährigen bis 17-Jährigen ganz anders aufwächst, viel gemischerter, weniger daran interessiert, sich nach Wurzeln aufzuteilen. In der Stadt gilt das sowieso, aber ich glaube, dass dieser Trend auch auf dem Land zu erkennen ist. Äußerlichkeiten werden nicht unwichtiger, im Gegenteil. Aber ich glaube, dass die nicht wählbaren Merkmale wie die Herkunft an Bedeutung verlieren. Und ich bin sehr gespannt, welche Auswirkungen diese Entwicklungen auf die Kultur in diesem Land haben werden.

### **Sie sind also optimistisch.**

Ja, denn vielleicht bilden diese Kids die erste Generation, die das Denken in Wurzeln überwindet. Aber ich bin auch nicht naiv, denn schaut man in die USA, wo es bereits einen schwarzen Präsidenten gab, dann ist das Problem auch weiterhin da und verstärkt sich sogar noch.

### **Helfen Bereiche wie Sport und Rockmusik dabei, dieses Wurzeldenken zu überwinden?**

Unbedingt, Musik und Sport sind Motoren der Integration. Schau ich mich bei mir im Fitnessstudio um, dann ist der Laden komplett gemischt: Hier geht es alleine um den Sport, man hängt zusammen rum, manchmal hilft man sich bei bestimmten Übungen. In der Musik ist es nicht anders, bei Konzerten und Festivals öffnen sich sonst geschlossene

# **Vielleicht bilden diese Kids von heute die erste Generation, die das Denken in Wurzeln überwindet**

## Interview

ne Gruppen. Berührt dich der Song? Al-  
leine darum geht's. Wer auf einen Gig  
der Broilers geht, definiert sich nicht  
anhand der Herkunft seiner Eltern oder  
Großeltern.

**Weil Ihnen gelingt, erfolgreich zu sein  
und Türen zu öffnen: Sehen Sie sich als  
Vorbild?**

Vorbild ist ein großes Wort, sagen wir  
so: Meine Vita zeigt, was möglich ist.

**Also üben Sie eine Vorbildfunktion aus.**  
Ja, das passt besser.

**Wir sprechen hier über Deutschland,  
aber eine Frage haben wir noch nicht  
geklärt: Was ist überhaupt deutsch?**

Eine gewisse Strenge. Das kann ich  
positiv verklären, als Pünktlichkeit,  
Verbindlichkeit, Ordnung, Funktiona-  
lität.

**Und negativ?**

Missgunst, Bitterkeit, teilweise Ver-  
klemmtheit. (überlegt) Die Deutschen  
wünschen sich den Lebensstil der  
Menschen aus den südlichen Ländern  
Europas, aber am Ende bleibt dann

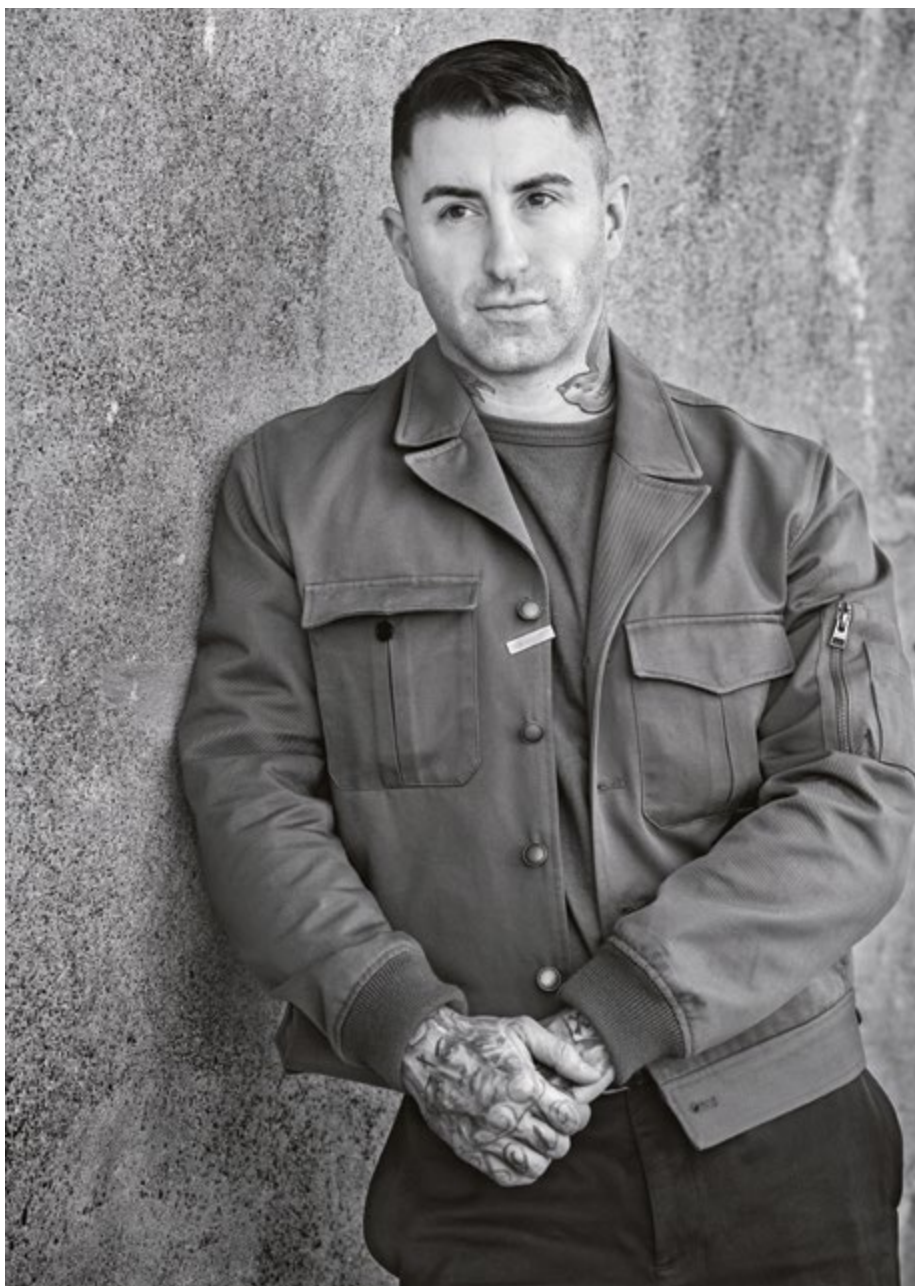
doch vor allem eine Regel hängen:  
Draußen nur Kännchen. (lacht)

**Wann scheitert Integration?**

Wenn man von Anfang an die Türen zu  
hat.

**Und wann gelingt sie?**

Wenn man mit offenen Augen und Ar-  
men durch die Welt läuft und den Men-  
schen eine Chance gibt. Heißt auch: In-  
tegration ist keine Einbahnstraße. Wer  
krampfhaft auf seinem Haufen sitzt  
und versucht, Dinge zu konservieren,  
vergibt die Gelegenheit, Neues ken-  
nenzulernen. Und ganz ehrlich: Darum  
geht's doch im Leben! Fragen Sie mal  
ein Kind, das wird Ihnen sagen, wie viel  
Spaß es mit neuen Dingen hat. Und die-  
se Neugier ist das Mindeste, was wir  
aus der Kindheit mit ins Erwachsenen-  
alter mitnehmen sollten.



### INTERVIEWREIHE

## 01

### SAMMY AMARA

Deutschland verändert sich, Deutsch-  
land wird vielfältiger. Was bedeutet  
das für die Gesellschaft, wie erlebt  
es der Einzelne, mit und ohne Migra-  
tionshintergrund? Und welche Rolle  
spielt der Sport dabei? Der DOSB  
nimmt das 30-jährige Bestehen von  
„Integration durch Sport“ zum Anlass,  
um in den kommenden Monaten  
Interviews mit Personen aus ganz  
unterschiedlichen Lebensbereichen  
zu führen – über Fragen zu Migration,  
Integration und Identität. Mal persö-  
nlich, mal wissenschaftlich, mal eher  
entlang abstrakter Fragen. Den Auf-  
takt der Serie markiert der Punkrock-  
sänger Sammy Amara.



# DIE FEINEN UNTER- SCHIEDLICHEN

Foto: dpa Picture Alliance / Karl-Josef Hildebrand

# Sport, Integration oder welche Rolle grenzüberschreitende Berichterstattung spielen kann. Ein Lupenblick auf Akteure und Beobachter.



**Text:** Roland Karle

---



### DIE LOKALREDAKTION

Wenn der FC Zuzenhausen einen neuen Spieler verpflichtet, ist das selbst im Lokalsport der „Rhein-Neckar-Zeitung“ allenfalls eine Meldung wert. Normalerweise. Als der damals 25-jährige Ahmed Alhamoud Alobid seine ersten Partien in der Verbandsliga Nordbaden absolvierte, nahm Eric Schmidt jedoch besondere Notiz davon. Der Sportredakteur stand am Spielfeldrand und beobachtete den Neuzugang aufmerksam, wie er seine Mitspieler mit Kommandos wie „Leo“ oder Hintermann“ an die richtige Stelle navigierte.

Das Debüt eines 25-Jährigen in der sechsten Liga und der Gebrauch von Fußballfachbegriffen wäre keine Zeile wert gewesen, wenn der Porträtierte nicht aus Syrien stammte. So aber wurde der Sport zu einer journalistischen Projektionsfläche und Ahmed Alhamoud Alobid zu jemand, der einer aus den Fugen geratenen Welt ein Gesicht gab. Ein Geflüchteter, der von seiner 15-stündigen Fahrt übers Mittelmeer erzählte, in einem klapprigen Boot, begleitet von rigorosen Schleppern, denen er dafür 1000 Dollar hatte bezahlen müssen. Jetzt stand dieser Mensch in Kickschuhen und Fußballdress auf einem Sportplatz im Badischen. Als 2015 die Zahl der Geflüchteten rasant zunahm und sie nicht mehr nur Nachrichten, sondern plötzlich Nachbarn waren, habe sich die Berichterstattung verändert, sagt Schmidt. „Geschichten wie die von Ahmed Alhamoud Alobid waren Lesestoff, der wie selbstverständlich auch unser Interesse im Sportteil fand.“ Der Journalist erinnert sich noch gut an Ereignisse, ehrenamtliches Engagement und Initiativen von Verbänden, für die Mottos erfunden wurden wie „1:0 für ein Willkommen“. Die spontane Zueinander, die in vielen Sportvereinen festzustellen war, verwandelte sich bald: manchmal in festere Beziehungen, in ein organisiertes Miteinander, aber auch in abflauendes Interesse. Der riesige Scheinwerfer, auch der mediale, hinterließ Licht und Schatten. „Einerseits waren Leute des Themas nach einiger Zeit überdrüssig, andererseits zog ein Stück Normalität ein“, sagt Schmidt.

„Leo“ und „Hintermann“, der Sprachschnellkurs des Torhüters Ahmed Alhamoud Alobid

Der Sport – auch im Regionalen – als journalistische Projektionsfläche für eine aus den Fugen geratene Welt (u.)



Und heute? „Wir haben manche Geschichte geschrieben, die sich damals geradezu aufdrängte. Die Geschichten der Geflüchteten, auch in und mit den Sportvereinen – sie sind weitergegangen, aber sie werden selten erzählt auf den Zeitungsseiten“, sagt der Journalist. Das sei schade, weil vermutlich



Was zählt sind Leistungen, nicht die Wurzeln: WM-Sechste und mehrfache deutsche Meisterin im Hochsprung, Marie-Laurence Jungfleisch

spannende Storys zu entdecken wären. Doch es dominieren die Berichte aus dem Amateurfußball, über die Meisterschaft der Drittligavolleyballerinnen, vom Abstiegsgespenst beim kreishöchsten Tischtennisclub. Die lokaljournalistische Aktualität eben. Andererseits ist das vielleicht gar kein so schlechtes Zeichen. „Vieles, was vor einigen Jahren neu und fremd war“, sagt Eric Schmidt, „ist selbstverständlich geworden.“

### DIE WISSENSCHAFT

Ob die dunkle Hautfarbe der Hochspringerin oder der fremdsprachliche Akzent des Fußballers: Nichtdeutsche Wurzeln von Sportlern spielen in den Sportressorts deutscher Medien keine Rolle mehr, es sei denn, es geht in den Spielligen um Spielberechtigungen für Ausländer. Das sei nicht immer so klar konturiert gewesen, sagt Christoph Bertling. Aus Dissertationen, die 15 bis 20 Jahre zurückreichen und sich mit der Frage von Integration und Sport befassten, weiß er: In



Wissenschaftler Christoph Bertling: In der Sportberichterstattung wurden eine Zeit lang munter nationale Stereotypen hervorgeholt

der Sportberichterstattung wurden eine Zeit lang munter nationale Stereotypen hervorgeholt. Mittlerweile bleibe der Migrationshintergrund medial im Hintergrund, sagt der Mitarbeiter des Instituts für Kommunikations- und Medienforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS). „Die Selbstverständlichkeit, mit der der Sportjournalismus damit umgeht, spiegelt eine gesellschaftliche Entwicklung wider. Sie entspringt keineswegs politischer Erwünschtheit.“





Klischees und Vorurteile mal anders überwinden: „11 Freunde“ mit einer Sonderausgabe anlässlich des Waffenstillstandes von Compiègne vor 100 Jahren

Studien der DSH zeigen indes ein anderes interessantes Phänomen in der Mediennutzung. Während sich viele Migranten aus Zeitungen und Magazinen, über Sender und Onlinekanäle aus ihrer Heimat informieren, wenn es um Politik und Wirtschaft geht, wählen sie in Sachen Sport vorwiegend deutsche Medien. „Der Sport schafft eine starke kulturelle Verankerung. Das passiert über Mitgliedschaft und Aktivsein in Vereinen ebenso wie über das Interesse am allgemeinen Sport-

geschehen, wie es Ligen und Wettkämpfe bieten. Globale Stars oder Athleten mit gleichen Wurzeln sind ein Teil davon und werden schnell zu Identifikationsfiguren“, sagt Bertling.

Der Sport schaffe eine neutrale Ebene, auf der die jeweilige Nationalität keine oder nur eine sekundäre Rolle spielt. Was zudem aus medienwissenschaftlichen Analysen hervorgeht: Im Sport werden Menschen mit Migrationshintergrund als aktiver und leistungsfähiger als in anderen Themenfeldern dargestellt. „Da wird ein positiver Frame gesetzt“, sagt Christoph Bertling.

Gerade der Fußball und die Nationalmannschaft könnten hier einen starken kommunikativen Hebel bewegen. Eine Debatte wie um Mesut Özil zur Fußball-WM sei für Bertling eher eine die Regel bestätigende berühmte Ausnahme: „Das Ganze war eine Medienblase mit typischen Skandalisierungsmustern.“ Der positive Effekt: „Das Publikum hat engagiert darüber diskutiert und eine reinigende demokratische Kraft entwickelt.“

### DIE GRENZGÄNGER

Wenn sich das Ende des 1. Weltkriegs zum 100. Mal jährt, hat das zwar nichts mit Fußball zu tun, trotzdem kann es ein Thema für „11 Freunde“ sein. „Der Waffenstillstand von Compiègne im November 1918 ist ein weltgeschichtliches Ereignis, das den Hass zwischen den beiden mitteleuropäischen Staaten wie wohl keines zuvor manifestierte“, sagt Tim Jürgens, stellvertretender Chefredakteur des „Magazins für Fußballkultur“. Die Sonderausgabe sollte zeigen, „dass es trotz fußballerischer Rivalität eine enge Verbindung zwischen Franzosen und Deutschen gibt, und mehr Gemeinsamkeiten als Gegensätze“.

Eine Sicht, in die Kollegen von „So Foot“, dem französischen Pendant zu „11 Freunde“, sofort einstimmen. Die Redaktionen halten engen Kontakt, gelegentlich tauschen sie Interviews oder Reportagen aus. Die gemeinsame Ausgabe sollte „dem Fußball aus dem Land des jeweiligen Rivalen eine Liebeserklärung machen“. Also trafen sich dafür zum Beispiel Michel Platini und Karl-Heinz Rummenigge, Widersacher im legendären WM-Spiel 1982 („Nacht von Sevilla“), zum Interview in München. Das Trennende und das Verbindende



dende, es zog sich durchs ganze Magazin, zeigte sich in den „100 Gründen, warum wir den französischen Fußball lieben“ oder in einem Beitrag, in dem sich ein deutscher und ein französischer Redakteur den zehn wichtigsten Partien zwischen beiden Ländern widmeten.

Das gedruckte deutsch-französische Freundschaftsspiel ist ein auffallendes, aber nicht das einzige Beispiel für grenzüberschreitenden Sportjournalismus à la „11 Freunde“. Da gab es die Reportage über die Ultras des ägyptischen Klubs Al-Ahly, von denen 72 im Stadion von Port Said einem politischen Attentat zum Opfer fielen. Oder die große Geschichte über Nazi-Hooligans in Russland. Brücken werden auch in der Heftribrik „Auswärtsspiel“ geschlagen: ein Forum für Leser, die auf Reisen waren und Spielberichte aus aller Welt einsenden.

Bei „11 Freunde“, sagt Vizechefredakteur Jürgens, „ist der Fan nicht Randfigur, sondern integraler Bestandteil der Fußballkultur. Deshalb gibt es bei der Themenfindung praktisch keine inhaltliche oder regionale Beschränkung.“ So entsteht im besten Fall ein geistig-emotionaler Humus, der Sport über alle Grenzen hinweg wachsen lässt – und dabei Aktive, Fans, Funktionäre, Medien mitnimmt.

### **DER MITTELSMANN**

Als Mansur Faqiryar 2011 nach Afghanistan reiste, kannte der damals 25-Jährige sein Geburtsland nicht. Und die Leute kannten ihn nicht. Es war seine erste Reise dorthin. Zwei Jahre später lernten sie ihn kennen, als er im Tor der afghanischen Fußballnationalmannschaft stand. Als Außenseiter bei der Südasienmeisterschaft in Nepal schaffte es das Team überraschend ins Halbfinale, gegen den Gastgeber. Faqiryar hielt zwei Elfmeter, wurde „Man of the Match“. Afghanistan gewann das Halbfinale mit 1:0 und das Finale gegen Indien mit 2:0. Turniersieger.

Seit diesen Tagen „ist es in Afghanistan schwierig für mich, unerkant durch die Straßen zu laufen“, sagt Mansur Faqiryar. Während er dort ein Volksheld ist, kennt ihn in Deutschland, wo er 1987 als Baby mit seinen Eltern ankam, kaum jemand außerhalb der afghanischen Community. Und nie-

mand weiß von diesem Triumph, der mehr war als ein sportlicher Erfolg. Viel mehr: Das Endspiel elektrisierte das Volk. Sie saßen zu Hunderten vor kleinen Fernsehern oder hatten weiße Tücher als provisorische Leinwände aufgespannt. Als das Spiel zu Ende war, stand Afghanistan Kopf, die Menschen tanzten auf den Straßen. „Dieser Sieg hat das Selbstbewusstsein einer vom Bürgerkrieg erschütterten Nation gestärkt und ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt, das es in dieser Form in Afghanistan noch nicht gegeben hatte“, sagt Mansur Faqiryar.

Wie der Sport große Momente schaffen, Biografien verändern, den Alltag beglücken kann, beschreibt er in seinem Buch „Heimat Fußball. Mein Leben zwischen Bremen und Kabul“. Eine fast klassische Geschichte: Der Flüchtlingsjunge aus Afghanistan, der im sogenannten Problemviertel Katten-

**Mansur Faqiryar wuchs in Deutschland auf und wurde zum Volkshelden, als er mit Afghanistan Südasienmeister im Fußball wurde. Ein Mann, der weiß, wie Sport, Integration und Medien zusammenspielen**





**Südasienmeister:** „Dieser Sieg hat das Selbstbewusstsein einer vom Bürgerkrieg erschütterten Nation gestärkt und ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt, das es in dieser Form in Afghanistan noch nicht gegeben hatte“, sagt Mansur Faqiryar

turm aufwächst, jede freie Stunde auf dem Bolzplatz verbringt und trotz widriger Umstände das Abitur schafft, ein Studium zum Wirtschaftsingenieur absolviert.

Bis 2014 war Faqiryar Stammtorhüter und Kapitän des VfB Oldenburg, dort reifte er zum Mittler zwischen den Welten. In Bremen engagierte er sich als Sportkoordinator in einem Projekt für unbegleitete Flüchtlinge und gründete – angepornt durch seine Erfahrungen – die Mansur-Faqiryar-Stiftung, die vor allem Jugendliche in Afghanistan durch Sport fördern will. Ihre Leitidee: „Wir nutzen die Kraft des Sports, um Grenzen zu überwinden.“

Als Buchautor ist er Teil des Medienbetriebes geworden. Als Sportler kennt er die Mechanismen der öffentlichen Wahrnehmung. Als Mensch mit Zuwanderungsgeschichte weiß er um die Men-

talitätsunterschiede – und wie schnell sich Meinungen in Gesellschaft und Medien verfestigen können. Mansur Faqiryar beobachtet die Berichterstattung aufmerksam. Noch immer werden zu viele Klischees bedient, findet er. „Ich stelle fest, dass Migration im Sportjournalismus positiver aufgeladen ist als in anderen Kontexten. Und ich wünschte mir, dass vielfältiger über das Thema ‚Integration‘ geschrieben und gesendet wird.“ Denn, davon ist Faqiryar überzeugt: „Der Schlüssel zum besseren Miteinander ist kulturelle Empathie.“





# ENGES SPIEL

**Interview:** Marcus Meyer

**Fotos:** Malte Spindler

---

Wie muss eine Stadt strukturell aufgestellt sein, um als dauerhafter Ort der Integration zu funktionieren, und welche Rolle spielt der Sport dabei? Ein Gespräch mit dem Darmstädter Soziologen und Stadtentwicklungsexperten Hans Fürst.



# Sport steht in Konkurrenz zum Wachstum einer Stadt



Bebauung versus Bolzplatz:  
die Gropiusstadt in Berlin

**Herr Fürst, Stadtplaner stehen unter vielfältigem Druck, müssen sich mit den Auswirkungen der Globalisierung auseinandersetzen, dem rasanten Zuzug von Menschen in die Städte und dem schwindenden Wohnraum. Welchen Platz nimmt das Thema Migration ein?**

Einen sehr wichtigen, und zwar so lange ich denken kann. Die Bundesrepublik hat ja verschiedene Migrationswellen erlebt, angefangen unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg mit den Vertriebenen aus dem Osten, danach kamen die Gastarbeiter, anschließend viele Menschen aus Russland und der DDR und so weiter. 1992 haben wir schon mal Spitzenwerte bei der Zuwanderung erlebt, die ähnlich hoch waren wie in den vergangenen Jahren.

**Sie meinen konkret die Zeit Anfang der 1990er-Jahre, als Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien wegen des dortigen Bürgerkrieges nach Deutschland kamen.**

Es stört mich, dass immer von Flüchtlingen gesprochen wird. Zuwanderung und Migration existieren seit Jahrtausenden – und damit die Notwendigkeit von Integration und Stadterweiterung. Städte leben vom Zuzug fremder Menschen, das ist ein Wesensbestandteil. Und es ist ihre besondere Qualität, diese Neuankömmlinge integrieren zu können.

**Vor allem in sogenannten Migrantenvierteln, die in der öffentlichen Diskussion oftmals einen schlechten Ruf haben, weil sie zur Abschottung führen sollen. Zu Recht?**

Segregation, wie der Begriff heißt, ist eine nicht zu unterschätzende Komponente von Integration. Segregation – ich meine hier die nicht diskriminierende Form – ist Bestandteil urbanen Lebens und ermöglicht friedliches Nebeneinander. Der eigene Kulturkreis erleichtert das Ankommen der Menschen im neuen Land, hier werden sie nach

und nach in die neue Gesellschaft und ihre Regeln eingeführt. Es bedarf dieser geschützten Räume. Auf diese Zusammenhänge hat der kanadische Wissenschaftsjournalist Doug Saunders vor mittlerweile zehn Jahren aufmerksam gemacht und dafür international den Begriff „Arrival City“ geprägt.

**Wirken diese Viertel der Anonymität einer Großstadt entgegen? Integration setzt soziale Anbindung voraus.**

Anonymität ist für Integration genauso wichtig. Das wird oftmals falsch verstanden. Soziologen sprechen von der Funktionalität von Kontakten. Wenn ich in Frankfurt Brötchen kaufe, weiß ich nicht, mit wem der Bäcker verheiratet und wer der Freund seiner Tochter ist; oder gar, welche Partei er wählt, ob er an Gott glaubt. Ich habe keine Ahnung, ob er in der freiwilligen Feuerwehr ist oder im Sportverein. Lebe ich auf dem Dorf, weiß ich das meistens alles, die Kontakte dort sind viel um-



fassender und komplizierter. Dass man die Lebensumstände einer Person in der Stadt nicht immer im Schlepptau hat, sich Beziehungen eher funktional gestalten, ist ein Vorteil für Integration – aber keine Voraussetzung.

**Bezahlbarer Wohnraum in den Städten ist rares Gut, mittlerweile geraten auch eher migrantisch geprägte Stadtviertel in den Sog internationaler Immobilienspekulationen, etwa Berlin-Kreuzberg.**

Das ist eine Gefahr. Aber die Tür-zu-Strategie funktioniert nur bedingt bei Städten wie Berlin oder hochattraktiven Regionen wie dem Rhein-Main-Gebiet. Ungeachtet dessen haben die Planer mittlerweile begriffen, dass eine Stadt unaufgeräumte Winkel braucht, um zu funktionieren. Dieses Alles-in-Ordnung-Bringen ist nicht der richtige Weg. Zuwanderung und Integration benötigen Freiräume, nicht alles darf durchgeplant und gestylt sein. Das Problem:

Es gibt zwar Milieuschutzsatzungen, um das zu garantieren. Aber der freie Markt geht in eine andere Richtung. Neue oder sanierte Wohnquartiere lassen diese Vielfalt kaum noch zu.

**Was muss sich ändern?**

Die Kritik darf sich nicht auf Immobilienspekulationen beschränken, es geht um ein generelles Verständnis vom Leben in der Stadt. Einige gesellschaftliche Gruppen, darunter auch Vertreter meiner eigenen Partei, müssen Abschied nehmen von ihren ökonomischen Vorstellungen: ein Häuschen mit großem Garten und viel Grün, zwei Kilometer vom Stadtkern entfernt. Das funktioniert nicht. Migranten haben diese Vorstellungen in der Regel nicht. Die denken oft sehr viel urbaner.

**Und urbaner meint in diesem Fall eine engere Bebauung.**

Natürlich brauchen wir mehr Dichte bei der Bebauung, keine Frage. Die-

sem Druck muss man in der Stadtplanung – auch mit Blick auf bezahlbares Wohnen – nachgeben. Ich sehe darin auch unter sozialen und ökologischen Gesichtspunkten Vorteile: Die Kneipe an der Ecke, die Nahversorgung durch kleine Läden, das Kleingewerbe funktioniert wieder – alles Aspekte, die das Quartier beleben und ökologisch, ökonomisch und sozial sehr effizient sind. Die CO<sub>2</sub>-Emissionen pro Kopf und der Verbrauch an Verkehrs- und Siedlungsfläche in urbanen Räumen ist zudem erheblich niedriger als im Umland oder gar in ländlichen Räumen.

**Wo bleibt der Sport bei diesen Überlegungen?**

Dazu muss man sich noch einmal seine Bedeutung vor Augen führen: Die Einfachheit, mit der Menschen im Sport zusammenkommen, gewinnt an Gewicht, je komplizierter sich unser soziales Zusammenleben gestaltet. Gemeinsam für ein Ziel, den Sieg ein-



# Der Sport wird zunehmend an die städtische Peripherie gedrängt. Damit wird seine wichtige sozialräumliche Bedeutung infrage gestellt

stehen, sich aufeinander verlassen können, gerade im Mannschaftssport, das sind Aspekte die in einer sich individualisierenden Gesellschaft nicht überschätzt werden können. Aber das muss ich Ihnen eigentlich nicht erzählen.

## Sondern?

Mannschaftssportarten, vor allem Fußball, sind sehr raumgreifend. In unserem Verein haben wir beispielsweise drei Fußballfelder, lediglich 3,5 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Bei der Art der Bebauung, die in solchen Lagen in unserer Region üblich sind, könnten da 200 bis 300 Wohnungen entstehen – Platz für 500 bis 600 Menschen.

## Und, gibt es derartige Pläne in den Stadtämtern?

Vielleicht kann ich es so sagen: Tagsüber stehen die Sportanlagen meistens leer und kosten vermeintlich wertvolle Siedlungsfläche. Wenn bei uns abends die Hütte voll ist, wird das aber nicht hinreichend wahrgenommen. Und zwar sowohl im Hinblick auf die Anzahl der

Sporttreibenden als auch auf die gesellschaftliche und soziale Bedeutung der Sportanlagen. Häufig planen und entscheiden Sportunkundige Menschen, die nicht wissen, dass beispielsweise bei uns rund 500 Kinder Fußball spielen, von denen die Hälfte einen Migrationshintergrund hat. Fakt ist: Der Sportflächenbedarf steht in Konkurrenz zum Wachstum der Stadt – und diese Konkurrenz verschärft sich weiter mit dem Wachstum von Städten. Schon jetzt lässt sich an vielen Stellen beobachten, dass der Sport immer weiter an die städtische Peripherie verdrängt wird. Damit wird aber die wichtige sozialräumliche Bindung von Sportanlagen an ihr Umfeld infrage gestellt.

## Eigentlich würde man annehmen, dass das alles bekannt sei. Woher rührt die schiefe Wahrnehmung in Bezug auf die Bedeutung des Sports? Fehlt es an einer Lobby?

Oft richtet sich der Blick auf besondere Aktionen, aktuell beispielsweise auf spezielle Flüchtlingsinitiativen, nicht

auf den Alltag. Das verspricht mehr mediale Aufmerksamkeit für Politik und Medien. Auf der anderen Seite gehen Ehrenamtliche sowieso häufig an ihre Grenzen. Ein Sonderprojekt zu beantragen und abzuwickeln bedeutet eine Menge zusätzlicher Arbeit. In unserem Verein konzentrieren wir uns eher auf den „Normalfall“, der ohnehin schon unsere ganze Kraft kostet, statt mit überproportionalem Aufwand Sonderprojekten hinterherzulaufen.

## Sie glauben nicht an die Kraft von Leuchtturmprojekten?

Doch, sie sind wichtig und wegweisend. Mir kommt es aber auf die Gewichtung in der Öffentlichkeitsarbeit an: Was ist der Normalfall, was passiert täglich Wichtiges und Positives unter den mehr als 20 Millionen Mitgliedern des DOSB? Aber die „normal-positive“ ehrenamtliche Arbeit taugt eben selten für die Schlagzeile oder Inszenierung einzelner Personen.



## STADTENTWICKLER MIT SPORTHINTERGRUND

Hans Fürst kennt alle Facetten urbanen Lebens, als Bürger, als langjähriger Akteur in Wohnungswirtschaft und Stadtentwicklung (Nassauische Heimstätte) und als Stadtverordneter der Grünen in Darmstadt, mit den Schwerpunkten Wohnungswesen und Stadtentwicklung. Zudem hat er über viele Jahre europaweit entsprechende Projekte begleitet. 2008 wurde er in die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL) berufen. Seine Expertise zum organisierten Sport bezieht der 65-Jährige aus seiner Tätigkeit als 2. Vorsitzender des SKV Rot Weiß Darmstadt 1954 e.V. – einem Mehrspartenverein mit rund 1200 Mitgliedern.



Bedrohte Idylle: Haben Sportfelder nur noch in den Randzentren von Städten eine Zukunft?





# BESUCH VON GANZ OBEN

Zwischen Korblegern und Klischees – oder die Suche nach der (sportlichen) Identität. Ein Erfahrungsbericht des Journalisten und Podcasters Frank Joung.

**Text:** Frank Joung

---

**A**ls ich in der dritten Klasse war, hielt ich mich für einen sportlichen Spätzünder. Schulkameraden überredeten mich, mal mit zum Fußball zu kommen. Ich war skeptisch, da einige meiner Mitschüler schon länger dabei waren. Die hole ich nicht mehr ein, dachte ich. Zu spät. Aber ich war ganz gut. Dorfmannschaft-gut. Als ich zu einem größeren Verein wechselte, saß ich oft auf der Ersatzbank.

Als ich in die Pubertät kam, fand ich Fußball plötzlich uncool. Ich entdeckte Michael Jordan, die NBA und Basketball. Da war ich 14 Jahre alt. Irgendwann kam auch da die Vereinsfrage auf. Bei uns gab es keinen Basketballclub, also tingelten meine Kumpels und ich in den Nachbarort. Und wieder dachte ich: viel zu spät. Wie sollen wir besser werden als die anderen, die Basketball spielen, seit sie klein sind? Wir waren Streetballer, ohne technisches Grundwissen und taktisches Verständnis. In meinem ersten Spiel



Frank Joung, Jahrgang 1976, ist gelernter Sportwissenschaftler, Journalist und Podcaster aus Berlin. Gemeinsam mit dem Bundesprogramm „Integration durch Sport“ präsentiert er die Audiogesprächsserie „Halbe Katoffl Sport“

habe ich nicht einen Punkt gemacht, dafür aber vier Fouls in drei Minuten. Nach und nach wurde es besser, und irgendwann gehörte ich zur ersten Mannschaft.

Mittlerweile bin ich 43 Jahre alt. Ich spiele immer noch Basketball im Verein, im wachsenden Bewusstsein meiner körperlichen Grenzen – das Verletzungsrisiko ist deutlich gestiegen.

In meiner ganzen Jugendzeit spielte meine Herkunft beim Fußball und beim Basketball nie eine große Rolle. Ich bekam zwar manchmal mit, dass andere mich zu Identifizierungszwecken als „Chinesen“ bezeichneten, was mich nicht freute, aber ich kann mich an keine Situation erinnern, in der mich Zuschauer, Mit- oder Gegenspieler beschimpft oder beleidigt hätten.

Beim Taekwondo spielte mein asiatisches Aussehen durchaus eine Rolle. Im Alltag wurde ich oft gefragt, ob ich Kung-Fu oder Karate könne. Manchmal ahmten andere

kampfsportähnliche Bewegungen nach oder simulierten Handkantenschläge vor meiner Nase. Bruce Lee, Jackie Chan, Jet Li: Das waren die Martial-Arts-Helden der pubertären (immer männlichen) Halbstarcken, und ich passte phänotypisch in diese Gattung. Schwarze Haare, Schlitzaugen – fertig war das Klischee. Irgendwann hatte ich genug von der ewigen Fragerei, und vor allem von den enttäuschten Gesichtern, als klar war, dass ich nichts von alledem konnte. Ich beherrschte Fallrückzieher und Korbleger, aber keinen Drehkick.

Also ging ich, inzwischen volljährig, in den Taekwondoverein. Und diesmal dachte ich nicht nur, dass es zu spät sei. Es war zu spät. Für Drehkicks waren meine Beine zu kurz und zu o-beinig. Das militärische Training war mir zu anstrengend und mein Talent, trotz meiner koreanischen Herkunft, überschaubar. Auf jeden Fall zu wenig für mein asiatisches Ego, das drei Meter die Hallenwand hochlaufen, Saltos schlagen, unterwegs drei Holzbretter mit den Füßen durchtrennen und ninjamäßig elegant und geräuschlos auf dem Hallenboden landen wollte.

Mein schönster Moment beim Taekwondo war: nur sehr kurz. Ich kam zum Training in die Halle. Vor uns hatte die fortgeschrittene Gruppe trainiert. Eine ältere, weiße Sportlerin sah mich und verbeugte sich vor mir. Vielleicht bildete ich es mir ein, aber ich hatte das Gefühl, dass sie – als viel höherer Braungurt – sich etwas zu tief vor mir verbeugte. Möglicherweise im Glauben, der Verein habe hohen Besuch. Quasi von ganz oben. Aus dem Mutterland des Taekwondo. Ich nickte ihr kurz zu und schlich mich an ihr vorbei, in der Hoffnung, sie würde meinen Anfänger-Gelbgurt nicht bemerken. Im Rückblick war dieses Erlebnis wahrscheinlich ein gutes Beispiel für „positiven

Rassismus“. Ich sah aus wie jemand, der ein richtiger Taekwondokämpfer hätte sein können. Nur war ich keiner und es würde auch keiner mehr aus mir werden. Ich gab Taekwondo nach dem Grüngurt auf. Zugleich begriff ich: Ich muss keinen Kampfsport beherrschen. Es reicht, dass andere denken, ich kann es. Und es war gut für mich, es einmal probiert zu haben.

Danach habe ich, wenn ich nach meinen Kampfsportkünsten gefragt wurde, immer überlegen gelächelt und zögerlich gesagt: Nein. Aber ich habe es bewusst so gesagt, dass man denken konnte, ich lüge.

## HALBE KATOFFLN IM SPORT

Der Podcast „Halbe Katoffl“ und „Integration durch Sport“ kooperieren anlässlich des 30-jährigen Jubiläums des Bundesprogramms. Die „HalbeKatoffl-Sportausgabe“ erscheint seit April alle vier Wochen, immer Mitte des Monats. Die Serie dreht sich um Menschen mit nichtdeutschen Wurzeln, die vom Sport geprägt wurden und in einigen Fällen auch selbst den Sport prägen. Und natürlich geht es um Integration und Identität – ernste Themen, aber humorvoll, locker und sympathisch vermittelt. Die Folgen kann man hier hören.



[www.halbekatoffl.de](http://www.halbekatoffl.de) |  
Auch bei Spotify, Deezer,  
Apple & Google Podcasts





# 7 Köpfe

Deutschland 2019, es stellen sich ein paar Fragen zum Thema Integration, zum kulturellen Zusammenleben und dem Kitt, der eine Gesellschaft zusammenhält. Es antworten: die Journalistin Ferda Ataman, der Schauspieler und Moderator Yared Dibaba, die Olympiasiegerin im Zweierbob, Mariama Jamanka, die Religionspädagogin und Publizistin Lamya Kaddor, der Staatssekretär im BMI, Dr. Markus Kerber, die Wissenschaftlerin Dr. Ayla Güler Saied und der Bundestagspräsident Dr. Wolfgang Schäuble.

Stimmen eingeholt von: Franziska Rieker und Jörg Hahn

# 5 Fragen



# Was verstehen Sie unter „Integration“?

**AYLA GÜLER SAIED:** Integration bedeutet für mich bestenfalls Gleichberechtigung und Teilhabe. Der Begriff ist in Deutschland sehr defizitorientiert und negativ behaftet. Es werden damit Erwartungen verknüpft, die einem gleichberechtigten Zusammenleben entgegenstehen. Ich würde lieber von Inklusion sprechen. Also, alle Mitglieder der Gesellschaft haben dieselben Chancen und Möglichkeiten und können sich frei entwickeln, ohne auf Merkmale wie Geschlecht, ethnische Herkunft oder ihre religiöse oder sexuelle Orientierung reduziert zu werden. Kurzum: Leben und leben lassen!

**MARKUS KERBER:** Integration ist eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung und zuallererst eine Aufgabe der Zuwanderer selbst, die in ihren Bemühungen durch staatliche Integrationsmaßnahmen unterstützt werden. Das ist das Grundprinzip des Forderns und Förderns. Integrationspolitik ist zudem eine Querschnittsaufgabe. Einerseits findet Integration vor Ort statt. Andererseits arbeiten alle staatlichen Ebenen an der Integration mit. Der Bund stellt standardisierte Basisangebote zur Verfügung und unterstützt mit zahlreichen zielgruppenspezifischen Maßnahmen.

**LAMYA KADDOR:** Das ist ein langwieriger gesellschaftlicher Prozess, in dem sich unterschiedliche soziale Gruppen aufeinander zubewegen, um Bedingungen zu schaffen, unter denen man zusammenleben will. Integration ist ein Prozess, der alle betrifft und an dem alle teilzunehmen haben, unabhängig von Alter, Geschlecht, Herkunft. Vor allem in einer Migrationsgesellschaft wie unserer.

**WOLFGANG SCHÄUBLE:** Kurz gesagt: Das Zusammenführen der Alteingesessenen mit neu Hinzugekommenen – zum Vorteil beider. Das ist keineswegs einfach, die Herausforderung ist in den vergangenen 30 Jahren sogar noch gewachsen. Und wir wachsen an ihr. Dazu braucht es Realismus und stärkere Anstrengungen von uns allen. Auch um Versäumnisse der Integrationspolitik aus den letzten Jahrzehnten zu korrigieren. Integration ist keine Einbahnstraße. Es gibt ebenso eine Bringschuld wie eine Holschuld. Staat und

Aufnahmegesellschaft sind genauso gefordert wie die Neubürger. Jeder muss seinen Beitrag leisten. Außerdem braucht es wie in allem Maß und Mitte. Eine freiheitliche Gesellschaft bleibt nur stabil, wenn sie allen Bürgerinnen und Bürgern ein hinreichendes Maß an Zugehörigkeit und Vertrautheit vermittelt. Das ist die Gestaltungsaufgabe, die uns unter den Bedingungen der globalisierten Welt gemeinsam gestellt ist.

**FERDA ATAMAN:** Das kommt darauf an. Gesellschaftlich verstehe ich darunter, dass Menschen ein Teil von Deutschland werden, also hier leben, arbeiten, ihre Freizeit mit Freunden verbringen, ohne als „Ausländer“ oder „anders“ markiert zu werden. Politisch integriert heißt für mich, dass man mit der freiheitlich demokratischen Grundordnung unseres Systems konform geht. Das gilt nicht nur für Migranten, sondern für alle. Die kulturelle Integration, über die wir oft diskutieren, halte ich für überbewertet. Da verweise ich gern auf Artikel 2 in unserem Grundgesetz: „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.“

**MARIAMA JAMANKA:** Unter Integration verstehe ich, dass jeder Mensch, der dauerhaft in einem Land lebt, ein Teil der Gesellschaft mit all seinen Rechten und Pflichten wird.

**YARED DIBABA:** Unter Integration verstehe ich die Vorstufe von Inklusion. Inklusion finde ich noch viel besser. Begegnung auf Augenhöhe mit Respekt, mit dem Ziel einander zu verstehen und voneinander zu lernen. Egal welches Alter, welche Gesinnung, welche Herkunft, welche Religion, welches Geschlecht und was uns auch immer zum Glück unterscheidet.



**DR. AYLA GÜLER SAIED,** geboren 1977 in Köln, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem vom BMBF geförderten Projekt Zukunftsstrategie Lehrer\*innenbildung an der Universität zu Köln. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: Migrations- und Stadtforschung, Rassismuskforschung, Cultural und Hip Hop Studies und Soziale Ungleichheit

# Woran bemisst sich gelungene Integration?

**AYLA GÜLER SAIED:** Sicher nicht daran, ob einzelne Spieler bei der WM die Nationalhymne mitsingen! Eher daran, dass wir aufhören, über Integration zu sprechen – und dass keine hierarchischen Machtverhältnisse vorherrschen, die vorschreiben oder beurteilen, wer integriert ist oder nicht. Was wir brauchen, ist verstärkt soziale Gerechtigkeit und kein Integrationsbarometer. Außerdem geht es um Definitionsmacht: Manche Menschen leben in der vierten Generation in Deutschland und werden weiterhin als Migranten stigmatisiert, obwohl sie nie migriert sind. Dadurch werden Probleme quasi reproduziert, weil der Blick auf konstruierte Gruppen gerichtet wird. Zudem meinen wir meistens – ohne es klar zu sagen – bestimmte Gruppen, wenn von Migranten die Rede ist. Wohl keiner assoziiert damit einen weißen, schwedischen, englischen oder französischen Migranten! Integration ist gelungen, wenn politische und soziale Gerechtigkeit herrscht und einzelne Gruppen nicht zum Sündenbock für politische Versäumnisse herhalten müssen.

**MARKUS KERBER:** Damit Integration gelingen kann, bedarf es der richtigen Grundlagen: gleichwertige Lebensverhältnisse. Nur, wenn nicht eine Gruppe mit der anderen in Konkurrenz um Ressourcen tritt, ist dauerhafte Akzeptanz und Anerkennung möglich. Eine erfolgreiche Heimatpolitik, staatliche Regelangebote für alle und zielgerichtete Maßnahmen zur Unterstützung der Integration gepaart mit eigenen Anstrengungen der Zuwanderer sind die Grundpfeiler. In einer von Gleichwertigkeit geprägten Gesellschaft können Migration und kulturelle Vielfalt zur Stärkung und Bereicherung beitragen. Ein erfolgreiches Gesellschaftsprojekt braucht zudem Regeln, an die sich alle halten.

**LAMYA KADDOR:** Letztlich kennt Integration – emotional, sozial, beruflich – kein Ende, keinen Abschluss. So wie sich unsere Gesellschaft verändert, so wandeln sich die Kriterien. Ich denke, dass es vor 40 Jahren, als meine Eltern aus Syrien einwanderten, andere, beziehungsweise keine Vorstellungen davon gab, weil Integration in diesem Sinne nicht erwartet wurde. Man ging ja davon aus, dass die Menschen Deutschland wieder verlassen würden. Heute definieren wir uns als Einwanderungsland und haben sehr wohl Integrationserwartungen,

etwa Spracherwerb, landeskundliches, historisches Wissen und eine Berufsausbildung. Solche Kriterien geben Sicherheit auf beiden Seiten.

**WOLFGANG SCHÄUBLE:** In erster Linie am gesellschaftlichen Zusammenhalt, am friedlichen Miteinander. Es gibt im Zusammenleben von Menschen unterschiedlichen Glaubens und unterschiedlicher kultureller Herkunft natürlich Konflikte, die das Miteinander auf die Probe stellen. Wichtig ist ein fairer, offener Aushandlungsprozess. In dem wird gerungen, auch gestritten. Integration ist nicht gleichbedeutend mit einem Zwang zum Konsens. Ob die Integration gelingt, hängt davon ab, wie gestritten wird. Zivilisiert, differenziert und mit dem Fokus auf sachliche Lösungen – oder von Emotionen überlagert, mit Ängsten, Klischees, Verallgemeinerungen. Da können wir in der öffentlichen Debatte noch besser werden. Vielfalt ist nicht nur ein Wort, um die gesellschaftliche Realität zu benennen. Sie ist ein Wert. Sie fordert Neugier, Interesse am anderen, Austausch – auch um ihr das Bedrohliche zu nehmen, das manche dabei empfinden. Ich bin zuversichtlich, dass uns das auch künftig gelingt, dass wir die Integration erfolgreich vorantreiben können.

**FERDA ATAMAN:** Eine gute Frage! Ich habe das Gefühl, wir reden viel zu oft darüber, woran man das Scheitern erkennen kann. Ich halte es da mit Migrationsforscher Klaus J. Bade, der „Integration“ nicht als Migrationsthema, sondern als Thema für die ganze Gesellschaft sieht. Wenn man sich hier zugehörig fühlt, das politische System mitgestaltet, zum Beispiel durchs Wählen, und einer produktiven Tätigkeit nachgeht, ist man schon ziemlich gut integriert. Damit meine ich nicht nur wirtschaftlich produktiv, das kann auch künstlerisch-kreativ oder gesellschaftlich relevant sein.

**MARIAMA JAMANKA:** Ich denke, dass man das nicht objektiv bewerten kann. Es muss vielmehr jeder für sich entscheiden, ob er in der Gesellschaft angekommen ist, sich als ihr Teil fühlt und dabei bereit ist, die Werte der Gemeinschaft zu respektieren und zu akzeptieren. Ebenso kann jeder prüfen, ob er dazu beigetragen hat, dass jemand anderes Teil der Gemeinschaft wird.

**YARED DIBABA:** Wenn wir nicht mehr darüber sprechen müssen.



**DR. MARKUS KERBER,** geboren 1963 in Ulm, ist Staatssekretär im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) und damit auch verantwortlich für den Sport. Das BMI ist Förderer des Bundesprogramms „Integration durch Sport“



**LAMYA KADDOR,** geboren 1978 in Ahlen, ist Islamwissenschaftlerin und Publizistin und hat derzeit ein Forschungsprojekt „Islamfeindlichkeit im Jugendalter“ an der Uni Duisburg/ Essen. Sie leitete auch das Präventionsprojekt „Extreme out! – Empowerment statt Antisemitismus“



# Was hält eine Gesellschaft zusammen?

**AYLA GÜLER SAIED:** Eine Gesellschaft wird im Großen von Werten, Normen und Gesetzen zusammengehalten. Sie ist ein sehr komplexes Konstrukt mit vielen Teilgesellschaften, Interessengruppen, mit Menschen unterschiedlicher politischer, sozialer, religiöser Orientierung. Wichtig ist, dass das Miteinander auf gleichberechtigter Ebene stattfinden kann – unter dem Dach des Grundgesetzes. In letzter Zeit dominiert der Integrationsdiskurs das gesellschaftliche Miteinander und stellt über Jahre des Zusammenlebens gewachsene Formen und Strukturen infrage. Wenn wir keine weitere Spaltung wollen, müssen wir uns viel stärker auf das konzentrieren, was in dieser Gesellschaft funktioniert.

**MARKUS KERBER:** Gelungene Integration ist wichtig für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Aber sie ist auch nur ein Teil einer umfassenden Heimatpolitik, mit der wir gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken wollen. Im Sinne gleichwertiger Lebensverhältnisse setzen wir auf eine aktive, staatliche Strukturpolitik, die die Vielfalt der Regionen und Kulturen erhält, gleichzeitig aber den Zugang zu Schulen und Kindergärten, bezahlbaren Mietwohnungen oder Sportvereinen für alle ebnet: egal, ob in Großstädten oder ländlichen Regionen; egal, ob Einheimische oder Zuwanderer. Unser Ziel ist die Stärkung der Regelsysteme, um Zuwanderer zu integrieren und Menschen gerade in strukturschwachen Regionen nicht zurückzulassen. Darüber hinaus entsteht Zusammenhalt dort, wo Menschen sich füreinander einsetzen und mit ihrem Lebensumfeld identifizieren. Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement sind daher ebenso wesentlich für den gesellschaftlichen Zusammenhalt wie das Bekenntnis zu einem gemeinsamen Wertefundament, für das unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung die Basis bildet.

**LAMYA KADDOR:** In gewisser Weise Prinzipien, Ordnung und Werte. Etwa das Bekenntnis zu unserer freiheitlichen rechtsstaatlichen Ordnung, zu unseren demokratischen Prinzipien, inklusive all der Werte, die daraus abzuleiten sind: Gleichberechtigung, Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Religionsfreiheit und manches mehr. Auf der anderen Seite muss man auch deutlich machen, dass Diversität einen Teil unserer Demokratie ausmacht.

**WOLFGANG SCHÄUBLE:** Das ist der Ordnungsrahmen, den das Grundgesetz diesem Land gibt. Seit 70 Jahren! Und es ist das gemeinsame Wertefundament, die geteilten Erfahrungen, Traditionen, auch Tugenden wie Anstand und Toleranz. Der ehemalige Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde zählt sie zu Recht zu den Voraussetzungen unserer Verfassungsordnung. Der Staat kann diese Werte nicht selbst schaffen. Sie müssen aus der Gesellschaft heraus entstehen, dort eingeübt und gewahrt werden. In den Integrationsherausforderungen liegt insofern auch eine Chance der Selbstvergewisserung. Darüber, was wir von Zugewanderten fordern und was wir von uns selbst erwarten müssen. Integration braucht Offenheit. Aber – ganz wörtlich gemeint – selbstbewusste Offenheit. Nicht Selbstaufgabe. Es geht um Achtung, nicht darum, sich selbst zu verleugnen. Navid Kermani hat recht, wenn er sagt: Wer sich selbst nicht respektiert, der kann keinen Respekt erwarten. Neben wechselseitigem Respekt braucht es schließlich die Durchsetzung von Regeln. Je bunter, unübersichtlicher und dadurch konfliktreicher unsere Gesellschaft ist, desto notwendiger wird die verlässliche Einübung und Beachtung dieser Regeln – bei Neubürgern und Alteingesessenen gleichermaßen.

**FERDA ATAMAN:** Ein Sozialstaat, der Menschen ein sicheres Gefühl gibt. Gemeinsame Werte. Eine gemeinsame Sprache. Und, was meiner Meinung nach viel zu kurz kommt: gute Laune. Gemeinsam Spaß zu haben ist unbezahlbar und verbindet enorm.

**MARIAMA JAMANKA:** Eine Gesellschaft macht aus meiner Sicht aus, dass man gemeinsame Werte hat, ein Zusammengehörigkeitsgefühl sowie das Bewusstsein entwickelt, füreinander da und auch in einem gewissen Rahmen füreinander verantwortlich zu sein.

**YARED DIBABA:** Respekt!



**DR. WOLFGANG SCHÄUBLE,** geboren 1942 in Freiburg, Bundestagspräsident und davor Finanz- und Innenminister in verschiedenen Regierungen. 1989 maßgeblich an der Entwicklung des Projektes „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ beteiligt

# Woran denken Sie bei Sport und Integration?

**AYLA GÜLER SAIED:** Da kommen viele Assoziationen: An die Fußball-EMs und -WMs, die mich seit meiner Kindheit begleiten. In letzter Zeit denke ich dabei an die endlosen Diskussionen, wer zu Deutschland gehört und wer nicht, wer in der Nationalmannschaft spielen „soll“, „darf“ oder nicht. An unfruchtbare und kontraproduktive Integrationsdiskurse oder die vermeintliche Integrationskraft von Fußball, die der DFB propagiert. Der Migrationshintergrund ist nach wie vor ein starker Marker, der oft bedingungslose Zugehörigkeit und Anerkennung verhindert. Doch genau da müssen wir hin: zur bedingungslosen Anerkennung. Aber man sollte auch nicht die wichtige Arbeit der Vereine vergessen; sie hilft, Menschen zusammenzubringen – und das zählt: Sport soll Spaß machen, fit halten, die eigenen Grenzen und Möglichkeiten erfahrbar machen. Sport ist per se ein Feld, in dem Teilhabe praktiziert wird.

**MARKUS KERBER:** Jede Gesellschaft muss sich ständig um den inneren Zusammenhalt bemühen, und das ist nichts anderes als Integration. Der Sport hat in alle Gesellschaftsbereiche hinein eine enorme integrative Funktion, etwas ungemein Verbindendes, auch abseits großer Sportereignisse wie Olympischer Spiele oder Welt- und Europameisterschaften. Die rund 91.000 Sportvereine in Deutschland bieten eine Bühne für alltägliche Integration. Sie sind flächendeckend verbreitet und für fast alle Menschen in ihrem unmittelbaren Wohnumfeld erreichbar. Menschen treffen sich freiwillig und ohne Zwang, verbringen spielend gemeinsam Zeit. Sport fördert die Begegnung von Menschen ganz unterschiedlicher sozialer, kultureller und ethnischer Herkunft. Er schafft Verständigung, baut wechselseitige Vorurteile im gemeinsamen Erleben ab und kann so den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken. Der Sport vermittelt darüber hinaus Werte, Verhaltens- und Orientierungsmuster – wie Fair Play, Regelakzeptanz und Teamgeist – und trägt dadurch zur gesellschaftlichen Integration bei.

**LAMYA KADDOR:** Ich bin dem Sport sehr verbunden, habe mehr als zehn Jahre in einem Verein Basketball gespielt. Die Özil-Debatte des vergangenen Jahres zeigt aber, dass es offenbar die Erwartung

gibt, dass Sport Patrioten produzieren muss. Das kann zwar sein, aber beim Teamsport geht es vor allem um andere Dinge. Nämlich als Mannschaft zu funktionieren, das soziale Miteinander zu trainieren. Zu wissen, wer hat auf welcher Position Verantwortung zu übernehmen. Auch zu vertrauen. Und mich als Teil eines Ganzen zu verstehen, für das ich meinen Beitrag leiste. Das ist das Schöne: Der Sport fragt nicht, woher jemand kommt, sondern welche Einstellung er mitbringt. Auch zum Miteinander. Das ist ein Ansatz, der Integration fördert. Ich bin idealistisch: Sport ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, Menschen über alle Unterschiede hinweg zusammenzubringen.

**WOLFGANG SCHÄUBLE:** Sport verbindet, Sport hilft integrieren. Ich habe den Sport deshalb schon früh zu den wichtigsten Faktoren gerechnet, die soziale Integration verschiedener Gruppen und Schichten begünstigen. Ehrgeiz und Kooperation gehen hier Hand in Hand. Das Einüben und Einhalten von Regeln für alle. Insbesondere beim Mannschaftssport im Verein wissen alle Beteiligten: Das gesteckte Ziel, der Sieg oder die Meisterschaft, lässt sich nur gemeinsam erreichen. Wenn alle an einem Strang ziehen, sich als Team begreifen. Das fördert den Zusammenhalt, wirkt integrierend. Selbst Niederlagen können zusammenschweißen und das Gemeinschaftsgefühl stärken. Aber wir sollten vom Sport auch nicht zu viel erwarten und ihn überfordern mit Aufgaben, die letztlich der gesamten Gesellschaft zukommen.

**FERDA ATAMAN:** Es gibt für den gesellschaftlichen Zusammenhalt vermutlich kein besseres verbindendes Instrument als Sport. Sport ist für die meisten Menschen eine Freizeitaktivität, die sie mit Leuten teilen, mit denen sie ohne Sport vielleicht nicht bekannt wären. Sport verbindet und baut Stress ab. Die Integrationsleistung von Vereinen vor Ort kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie leisten enorm wichtige Arbeit und haben einen ganz großen Anteil an den Fortschritten in unserer Gesellschaft, was die Sicht auf Minderheiten angeht. Das gilt nicht nur für Menschen aus Einwandererfamilien.

**MARIAMA JAMANKA:** Sport hat einen hohen Integrationscharakter. Gemeinsame Aktivitäten und gemeinsame Ziele sorgen dafür, dass Menschen zusammenarbeiten, sich unterstützen und gegenseitig schätzen.

**YARED DIBABA:** Zum Glück kennt Sport keine Grenzen, im Gegenteil: Der Sport treibt uns immer wieder an, über unsere Grenzen hinauszugehen. Und wenn wir es schaffen, werden wir durch Glückshormone belohnt. Wenn es bloß in allen Bereichen unseres Lebens so laufen würde.



**Die Journalistin FERDA ATAMAN, geboren 1979 in Stuttgart, gehört zu den Gründungsmitgliedern der „Neuen deutschen Medienmacher“, schreibt für viele große Tageszeitungen und verfasst auf „Spiegel Online“ regelmäßig die Kolumne „Heimatkunde“**



# Fehlt es Deutschland an einem positiven Bild des (multi-kulturellen) Zusammenlebens?



**MARIAMA JAMANKA**, geboren 1990 in Berlin, steuert seit vier Jahren einen Zweierbob und ist Olympiasiegerin (2018 in Pjöngjang), Weltmeisterin (2019 in Whistler) und Gesamt-Weltcupsiegerin 2018/2019



**YARED DIBABA**, geboren 1969 in Aira (Äthiopien), ist Schauspieler, Moderator und Entertainer in einem. Er gehört zur kleiner werdenden Gruppe von Menschen, die die plattdeutsche Mundart perfekt beherrschen. Das bescherte ihm einst auch einen gemeinsamen Auftritt mit der Volksschauspielerin Heidi Kabel am Hamburger Ohnsorg-Theater, das sich der Pflege der niederdeutschen Sprache widmet

**AYLA GÜLER SAIED:** Im Großen und Ganzen denke ich: ja. Das Zusammenleben wird problematisiert, obwohl es größtenteils funktioniert. Das hat damit zu tun, dass Deutschland sich politisch dagegen gesträubt hat, ein Einwanderungsland zu sein, und Einwanderung mit der Gastarbeiteranwerbung assoziiert wird, obwohl Einwanderung schon immer ein Normalfall und nicht die Ausnahme war. Darüber hinaus denke ich: Der Integrationsdiskurs ist ein städtisches Phänomen. Städte wachsen, nicht nur in Deutschland, das Leben, mit oder ohne Migration, ist dort mit vielen Herausforderungen verbunden: Wohnungsknappheit, Verkehrsinfrastruktur, Schulversorgung, Ärzte, Krankenhäuser, Arbeit, von der Menschen leben können, Abbau von Alters- und Kinderarmut. Das sind die großen gesellschaftlichen und (sozial-)politischen Herausforderungen, die angegangen werden müssen. Die Sehnsucht nach einer vermeintlich homogenen Gesellschaft geht komplett an den globalen Entwicklungen vorbei und ist für das gesellschaftliche Klima kontraproduktiv.

**MARKUS KERBER:** Nein, das glaube ich nicht. Mehrere Studien zeigen, dass das Integrationsklima in Deutschland stabil ist. Allerdings ist diese Toleranz, die die Menschen in unserem Land beweisen, auch abhängig davon, dass Zuwanderer unsere Gesetze und unsere tradierten Lebensweisen respektieren.

**LAMYA KADDOR:** Die Gesellschaft ist immer im Wandel. Das, was früher Schwarz, Weiß und ein bisschen Grau war, ist jetzt endlich Gelb, Grün, Pink, Neonorange und vielleicht Apricot. Das ist schön, man sollte stolz dazu stehen. In einer diversen Gesellschaft werden demokratische Werte natürlich an der einen oder anderen Stelle empfindlich gestört. Trotzdem weiß ich, dass die Basis unseres Zusammenlebens unsere Verfassung und die daraus abgeleiteten Werte sind. Da bin ich Verfassungspatriotin, auch wenn es abstrakt klingt. Je mehr ich eingrenze und Details benenne, desto schwieriger wird es, möglichst viele Menschen zufriedenzustellen. Ich spreche deshalb auch nicht von Leitkultur. Wer aber den Diskursraum verlässt und meint, die Rechte von Min-

derheiten könnten beschnitten werden, oder wer völkische Gedanken hegt, die nicht der Verfassung entsprechen, aber auch wer anderen seine Partikularinteressen oktroyieren will, dem muss ich widersprechen. Solange jemand diese Grenzen überschreitet und demokratische Spielregeln nicht akzeptiert, so lange bleibt er draußen. Das kostet Kraft und Mühe.

**WOLFGANG SCHÄUBLE:** Nein, es existiert längst. Karl Popper nannte es die „offene Gesellschaft“ und alle westlichen Demokratien orientieren sich seit Jahrzehnten an diesem positiven Leitbild, auch Deutschland. Insofern braucht es kein neues Narrativ, sondern nur die konsequente Weitererzählung des bisherigen. Ich bin sehr zuversichtlich, dass uns diese Fortschreibung auch in Zeiten des rasanten Wandels durch die Globalisierung gelingt. Das heißt: Verschiedenheit zu akzeptieren, die Vielfalt legitimer Interessen, Blickwinkel und Meinungen anzuerkennen, die eigenen Vorstellungen nicht zum Maß aller Dinge zu erklären. Das ist der gedankliche Schlüssel, um ein Mehr an Gemeinsamkeit zu schaffen. Das gilt national wie im globalen Rahmen.

**FERDA ATAMAN:** Ich finde, wir brauchen vor allem ein gelassenes Bild vom Zusammenleben. Multikulturell zu sein bringt viele Vorteile, aber auch Streit und Stress. Trotzdem ist Migration vor allem eins, nämlich normal. Es sind schon immer Menschen nach Deutschland eingewandert, schon bevor die Region „Deutschland“ hieß. Wie multikulturell die Gesellschaft ist, erlebt man in vielen Sportvereinen hautnah – und auch, wie viel Spaß das machen kann.

**MARIAMA JAMANKA:** Wir sind ein sehr vielfältiges Land und es gibt zahlreiche positive Beispiele, die man speziell bei Großereignissen, wie zum Beispiel einer Fußball-WM oder einer Leichtathletik-EM oder -WM, erleben kann.

**YARED DIBABA:** Ich habe mein eigenes plattdeutsches Wort für eine vielfältige Gesellschaft – Kudelmuddel. Genau! Und ich sehe jetzt schon das Grinsen vieler, wenn sie das Wort lesen. Und mit diesem Gefühl sollten wir auch Vielfalt leben. Mit Leichtigkeit und einem Lächeln.

# INTEGRATION

– oder die Annäherung an  
einen schwammigen Begriff

**A**m Sonntag fragte mich meine kleine Cousine Ayla (10 Jahre, 5. Klasse), wie das Wort Integration geschrieben wird. Ich wollte es ihr zeigen und ging auf [duden.de](http://duden.de). Duden.de scheint zu wissen, worum es wirklich geht. Unter Bedeutung und Beispiele findet man beim Wort Integration unter Punkt 2 das Beispiel: „Die Integration der hier lebenden Ausländer ist nach wie vor ein dringendes Problem.“ Fassen wir die Hauptworte zusammen, kommt da raus: Integration Ausländer Problem. Ayla sah mich erschrocken an: „Integration hat einen Ausländer als Problem?“

Wer der integrationsunwillige Problemausländer ist, ist schnell ermittelt: Alles, was schwarzhaarig ist, ungebildet (wissenschaftlich: bildungsfern), arm (wissenschaftlich: polymultiple Vermittlungsschwierigkeiten) und moralisch fragwürdig (wissenschaftlich: potenzielle Gewaltbereitschaft) oder überhaupt viele dunkle Haare hat, zusammengefasst in dem landläufigen Begriff ALI.

Das Problem ist auch schnell hausgemacht: Ali spricht kein Deutsch? Oder hat viel zu viele dunkle Haare oder ist ein Dauerbeleidigteragressivermesserstecherschweinefleischabstoßenderdeutschenhassenderfrauenschlägermensch.

Ja, Integration ist eben nichts für schwache Nerven. Aber wer ist dieser Integration?

Was man gefälligst als Ausländer oder Neudeutschmigrant tun muss, um kein Problem darzustellen, ist ja mittlerweile kollektives Wissen: Der ausländische Migrant muss die deutsche Sprache können und muss sich der deutschen

Eine Glosse von Idil Baydar



**IDIL BAYDAR, 1975 in Celle geboren, wuchs bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf und machte auf einer Waldorfschule Abitur. Mit ihren Kunstfiguren, der „Berlinerin Gerda Grischke“ und „Jilet Ayse, einer jugendlichen Kreuzberger Türkin“, erlangte sie seit 2011 via YouTube Bekanntheit. Im Fernsehen war und ist sie in verschiedenen Kabarett- und Comedysendungen und TV-Formaten (unter anderem in der RTL-Serie „Block B - Unter Arrest“) zu sehen. Derzeit tourt sie mit dem Solo-Programm „Ghettoglektuell“ durch Deutschland.**

Leitkultur (Wer ist dieser Deutschland?) unterordnen. Er sollte möglichst nicht bedrohlich aussehen und Frauenrechtler sein; also eine Identitätsmatschepampe aus Goethe, CDU/CSU, blonder Junge von der Kinderschokoladenpackung und Alice Schwarzer.

Und selbst wenn du es geschafft hast, deine Identität in genau diese Matschepampe zu verstümmeln, wann ist Integration eigentlich beendet? Wann? Gibt es ein Datum, eine Uhrzeit, einen Tag oder ein Jahr? Gibt es verifizierbare Anhaltspunkte, Fakten in den Akten oder erkennbare Symptome einer definitiv abgeschlossenen Integration? Gibt es ein Integrationsabitur? Kann ich das irgendwo ablegen? Gibt es ein Amt für Integrationsabschlüsse (Kzw. IA), einen Ausschuss, ein Gremium, eine Jury? Irgendein Institut, das mir meine erfolgreich abgeschlossene Integration schriftlich bestätigt, damit ich meinen Migrationshintergrund hinter mir lassen und glücklich in einen Inklusionsvordergrund gehen kann? Die Zukunft der Integration?

Und was kommt nach der Integration? In der Soziologie wird Integration in vier Phasen beschrieben: Exklusion, Separation, Integration, Inklusion. Denken wir die Phasen zu Ende, was bin ich dann? Bin ich dann die Integrierte der Integriertengruppe? Heißen wir dann Inkludierte von Migranten zu Integrierten bis zu Inkludierten? Werden wir dann Fragen beantworten, die anfangen mit: „Sie als Inkludierte dieser Gesellschaft, wie ist es denn so als inkludierte Exintegrationsmigrantin mit ausländischen Wurzeln in der deutschen Gesellschaft?

Geht es Ihnen gut bei uns?



# Impressum

## Herausgeber

Deutscher Olympischer Sportbund  
Otto-Fleck-Schneise 12  
D-60528 Frankfurt am Main  
AG Frankfurt  
VR 13581

Vertreten durch Veronika Rücker (Vorstandsvorsitzende) und Thomas Arnold (Vorstand Finanzen)

## Idee, Konzeption,

### Projekt- und Redaktionsleitung

Marcus Meyer  
marcus.meyer@textbezug.de  
www.textbezug.de

## Autorinnen und Autoren

Idil Baydar, André Boße, Katrin  
Freiburghaus, Jan Gerspach, Jörg Hahn,  
Frank Heike, Frank Joung, Roland Karle,  
Johannes Kirchmeier, Philipp Mattheis,  
Marcus Meyer, Franziska Rieker,  
Frederike Saalbach, Jürgen Schmieder,  
Martin Theis, Ilija Trojanow, Reiner  
Wandler

## Fotografinnen und Fotografen

Werner Amann, Stephan Sahn, Regina  
Schmeken, Jakob Schnetz, Malte  
Spindler (Die Brueder Publishing)

Einige der Fotografien in diesem Magazin stammen aus privaten Archiven und Sammlungen. Deshalb konnten trotz weitreichender Bemühungen nicht für alle Fotografien die Urheber geklärt werden. Sollten Sie nachweislich Urheber eines Fotos sein, melden Sie sich bitte mit entsprechendem Beleg beim Herausgeber, damit die Nutzung in diesem Band vergütet werden kann.

## Realisation & Vertrieb

Die Brueder Publishing  
Kinzigstr. 28  
10247 Berlin  
info@diebrueder.com  
www.diebrueder.com

## Gestaltung

Martin Kaumanns  
(Die Brueder Publishing)

## Bildredaktion

Malte Spindler,  
Martin Kaumanns  
(Die Brueder Publishing)

## Lithografie

Licht + Tiefe

## Lektorat

Inga Westerteicher

## Druck

Optimal Media GmbH

## Nationalvertrieb

PressUp GmbH

Wir vermitteln über die QR-Codes als technische Referenz nur den Zugang zu fremden Inhalten, die allein in der Verantwortung des jeweiligen Anbieters liegen. Wir machen uns diese nicht zu eigen.

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Herausgebers.

## Bildnachweise

Cover: Regina Schmeken | U2: Martin Faltermeier | 4: (l.) Werner Amann / (o.) Reiner Wandler | 5: (o.) Regina Schmeken / (m.) dpa Picture Alliance / Thomas Bartilla / (u.) dpa Picture Alliance / Jan Haas | 6: Stephan Sahn | 9: Stephan Sahn | 13: Jakob Schnetz | 15: Jakob Schnetz | 16: Werner Amann | 17: Werner Amann | 18: Karin Kiesel / Schwäbische Zeitung | 20: Christoph Maderer | 21: Thomas Gentsch | 22: Gunter Glücklich | 25: Privat | 26: dpa Picture Alliance | 27: dpa Picture Alliance / Muhammad Hamed | 28: dpa Picture Alliance / Pressefoto ULMER / Markus Ulmer | 29: dpa Picture Alliance / AP Photo / John Bazemore | 30: Norrbottens Idrottsförbund | 31: Reiner Wandler | 32: Privat | 35: (l.) Privat / (r.) Privat | 36: Privat | 37: Privat | 38: Privat | 39: Fundus Sportjugend Hessen | 40: Fundus Sportjugend Hessen | 41: Fundus Sportjugend Hessen | 42: Fundus Sportjugend Hessen | 43: (l.) Auszug aus der Frankfurter Rundschau vom August 1989 / (r.) Fundus Sportjugend Hessen | 44: dpa Picture Alliance / Bernd Wüstneck / dpa-Zentralbild / ZB | 45: dpa Picture Alliance / Jens Büttner | 46: dpa Picture Alliance / Bernd von Jutrczenka | 48: dpa Picture Alliance / nordphoto / Kurth | 49: dpa Picture Alliance / Pressefoto Baumann / Hansjürgen Britsch | 50: (o.) Heck / Haßfurter Tagblatt / (u.) Haßfurter Tagblatt | 51: Haßfurter Tagblatt | 52: Regina Schmeken | 55: Regina Schmeken | 58: Regina Schmeken | 59: dpa Picture Alliance / Karl-Josef Hildebrand | 60: Pressebildagentur ULMER | 61: (o.) Siegfried Lörz (u.) dpa Picture Alliance | 62: (o.) dpa Picture Alliance / Sven Simon / (u.) Privat | 63: Gruner + Jahr / 11 Freunde | 64: Mansur Faqiryar Foundation | 65: dpa Picture Alliance | 66: Malte Spindler | 68: Malte Spindler | 69: Malte Spindler | 70: Privat | 71: Malte Spindler | 72: Privat | 74: (l.o.) Privat / (r.o.) dpa Picture Alliance / SULUPRESS.DE / Marc Vorwerk / (l.M.) dpa Picture Alliance / Eventpress Stauffenberg / (r.M.) Bundesinnenministerium / Rene Bertrand / (M.) dpa Picture Alliance / Jens Büttner / (l.u.) BSD / Klaus Listl / (r.u.) Oliver Reetz | 76: Privat | 77 (o.): Rene Bertrand / Bundesinnenministerium / (u.) Eventpress Stauffenberg | 78: dpa Picture Alliance / SULUPRESS.DE / Marc Vorwerk | 79: Jens Büttner | 80: (o.) BSD / Klaus Listl / (u.) Oliver Reetz | 81: Cengiz Karahan | U4: Slava Berezovski

Mit freundlicher Unterstützung der dpa Picture Alliance GmbH

## DANKSAGUNG

**Der DOSB dankt dem Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat und dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge für die langjährige, verlässliche Förderung und die finanzielle Unterstützung, die dieses Magazin erst ermöglicht hat.**

**Der Dank gilt ebenso den Landes-sportbünden und -sportjugenden, die die Integrationsarbeit mit qualifizierten Mitarbeiter\*innen vor Ort begleiten und den Sportvereinen und -verbänden mit Rat und Tat zur Seite stehen. Und schließlich den unzähligen Ehrenamtlichen, die sich unablässig für ein funktionierendes Zusammenleben in ihren Vereinen und ihrem lokalen Umfeld engagieren.**



**Nirgendwo auf Erden habe ich seitdem ein System erlebt, das so durchdrungen war von der Überzeugung, dass Sport keine Nebensache ist, aber auch keine Hauptsache, sondern integraler Bestandteil eines wertvollen Lebens der geistigen und körperlichen Bewegung.**

**– Der deutsch-bulgarische Schriftsteller Ilija Trojanow über seine Jugendzeit im kenianischen Internat**

